
UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY

Dieser Herr.

Von

CH. PAUL DE KOCK.

Aus dem Französischen

von

St. Friedrich.

Erster Band.

Breslau, Verlags-Comptoir.
Leipzig,
Literarisches Museum.
1843.

Erstes Kapitel.

Zwei Liebende am Ufer des Canals.

Ein junger wohlgekleideter Mann spazierte eines Abends sieben Uhr, im Januar des Jahres ein Tausend acht Hundert und vierzig, beim abscheulichsten Wetter auf dem Quai längs dem Ufer des Canals in dem neuen Stadttheil von Paris. In wenigen Jahren wird derselbe vielleicht sehr freundlich, belebt und gut gepflastert sein, welches vor der Hand noch nicht der Fall ist.

Der Theil des Quai, auf dem man unsern Spaziergänger sehen konnte, enthielt erst wenige Häuser, und diese eben so spärlich Bewohner, so daß man selbst am Tage und bei gutem Wetter

nur selten Jemanden begegnete. Hiernach läßt sich leicht urtheilen, ob er des Abends, bei kaltem regnigtem Wetter einsam war, um so mehr, als einzelne heftige Windstöße, die sich jeden Augenblick von Neuem erhoben, Jeden nöthigten, mit der Hand den Hut festzuhalten, weil er sonst fortgeflogen und auf den Wellen des Canals hinweg gewogt wäre.

Es war ein Wetter, in dem man, wie man zu sagen pflegt, nicht einen Hund vor die Thüre jagt, ein Wetter, in dem man nur ausgeht, wenn man durchaus von den dringendsten Geschäften dazu genöthigt ist, in dem man nur auf Schnurrposten steht, wenn man verliebt, oder ein Dieb, oder eifersüchtig ist.

Die Person, welche auf dem Quai auf und ab ging, machte bald einmal zehn, bald zwanzig Schritte, blieb dann wieder stehen, zog die Uhre heraus, blickte darauf, blieb einige Minuten regungslos wie eine Bildsäule und kam dann wieder zurück, um dasselbe Benehmen bald wieder von neuem zu beginnen. Indessen die Augen

desselben blieben fast ununterbrochen nach einer und derselben Seite gerichtet; man blickte nach den Fenstern eines ziemlich hübschen Hauses, und heftete das Augenmerk besonders auf den ersten Stock, wo man aus einem Zimmer in das andere Licht wandeln sah.

Manchmal ging der junge Mann vorwärts, den Blick unverwandt auf die Fenster des Hauses gerichtet, in dem irgend eine Person wohnen mußte, die er aller Wahrscheinlichkeit nach erwartete. Hierbei ging es ihm oft, wie es stets zu geschehen pflegt, wenn man statt auf seine Füße zu achten, die Nase zu hoch trägt, daß er nämlich in ein Loch trat und sich bis an die Kniee mit Koth bespritzte. Dann stutzte er und fluchte heftig, was ihm zwar nicht vom Schmutze reinigte, was aber doch Erleichterung verschafft, wenn man in Zorn gerathen ist. Endlich fing er an, so eilig vorwärts zu schreiten, als ob er den Entschluß gefaßt hätte, sich zu entfernen und nicht länger mehr zu warten; aber nachdem er zweihundert Schritte in diesem Entschlusse behar-

rend gemacht hatte, begann sein Schritt sich schon wieder zu verzögern, dann blieb er gar stehen, kehrte um und kam wieder zurück, um von neuem vor dem Hause, in dem man mit dem Lichte hin und her ging, Posten zu stehen.

In dem Augenblick, wo dieser Herr wieder in eine Pfütze trat, rief er im heftigsten Unwillen:

„Man muß gestehen, ich bin doch recht dumm! ... so in der Kälte, im Wind und Regen zu bleiben, im Wasser herum zu patschen, mich von oben bis unten zu beschmutzen ... während ich zu Hause an einem guten Feuer, behaglich in meinen Schlafrock gehüllt, sitzen könnte ... oder auch bei einem Freunde ... oder im Theater ... kurz es giebt gar keinen Ort, wo ich mich nicht besser befände, als hier. Wenn man doch wenigstens noch sagen könnte, ich bleibe hier ... ich trotze dem Wetter ... dem Schnupfen, dem Koth, den Dieben ... denn man versichert, daß hier an den Ufern des Canals auch Diebe ihr Unwesen treiben ... in der Hoffnung, eine Frau zu sehen, in die ich heftig verliebt bin

eine Frau deren Besitz mein Glück ausmacht... eine Frau, die ich anbete! ja dann würde ich noch zu entschuldigen sein, bei einem solchen Wetter Posten zu stehen... aber nein, das gilt von mir ganz und gar nicht... Aufrichtig gestanden, bin ich denn wirklich in Emmeline verliebt? ... Wenn man wahrhaftig verliebt ist, muß man die Heftigkeit seiner Leidenschaft nicht dadurch beweisen, daß man allen Hindernissen zum Trotz dennoch in den Besitz der geliebten Person zu kommen sucht?... Muß man nicht Tag und Nacht an den Gegenstand seiner Zärtlichkeit denken, immerwährend zwischen Furcht und Hoffnung schweben?... O, ich weiß, was es heißt, wirklich lieben... nachdem ich so viele Geliebte gehabt, werde ich doch wohl wissen, was Liebe ist... und überlege ich mir's genau, so glaube ich selbst, ich habe sie alle geliebt... mehr oder weniger... nun... holla! wieder ein See... ein köstliches Viertel zu einem Rendez-vous!..."

Unser Spaziergänger schüttelt seine Füße ab, blickt wieder nach seiner Uhr, dann nach den

Fenstern des ersten Stocks in dem großen Hause, macht einige Schritte und fährt in seinen Betrachtungen fort:

„Hm, Emmeline! ... ganz offen, ich dachte an nichts weniger als an sie! ich traf sie in Gesellschaft ... in der Welt ... in dieser excentrischen Welt, in der man ganz philosophisch mit der Frau lebt, die uns gefällt, und wo die Frauen den Namen des Mannes als den ihrigen annehmen, mit dem sie so lange zusammen wohnen, bis ein Streit, ein Bruch, eine Untreue sie wieder trennt, was gewöhnlich in aller Stille, ohne das geringste Aergerniß zu veranlassen, geschieht. So lebt auch Emmeline mit einem Geschäftsmann und sie wird Madame Réginald genannt; sie ist nicht ausgehalten, denn eine ausgehaltene Frau wohnt nicht mit ihrem Freunde zusammen, diese zieht es vor, eine eigene Häuslichkeit zu haben und man muß ihr recht geben. Aber eine Frau, welche sich einem Manne ganz hingiebt, wohnt bei ihm und trägt seinen Namen, ist allen Mühen, Sorgen und Unannehmlichkeiten einer Wirth-

schaft unterworfen, ohne im geringsten die Vortheile derselben zu genießen... Arme Emmeline... Herr Réginald ist reich, aber ich sehe wohl, er macht sie nicht glücklich! Ich möchte nur wissen, was sich diese Herren denken, die mit einer Frau leben wollen, für die sie keine Neigung haben, und der sie weder die Rechte einer Gattin einräumen, noch sie wie eine Geliebte behandeln! ... Seid ihr in eine Frau so verliebt, daß ihr sie Tag und Nacht um euch haben müßt, dann verschafft dieser Frau auch Vergnügungen, dann kommt allen ihren Wünschen zuvor, dann tragt Sorge, daß sie sich nicht einen Augenblick langweilt, damit es ihr angenehm ist, bei euch zu wohnen; führt sie ins Theater, auf Bälle, geht mit ihr spazieren, kurz, verschafft ihr tausenderlei Zerstreuungen, damit sie nicht die Freiheit bedauern muß, die sie euch opferte! Nein, in der That, dem größten Theil dieser Herren fällt es gar nicht ein, auch nur das geringste von diesem allen zu thun! Kaum wohnt die Geliebte bei ihnen, so geben sie ihr auch schon alte Hemden zu flicken,

Strümpfe zu stopfen, Knöpfe an ihre Hosen anzusetzen. Bei diesen Arbeiten sollen sie pflichtmäßig das ungemeinste Vergnügen empfinden, außerdem sollen sie sich der Haushaltung mit Eifer annehmen, überall selbst zugegen sein, die Rechnungen des Dieners, der Wäscherin genau durchsehen, die Kragen machen, die Halsbinden säumen. Das non plus ultra ihres Glückes muß aber vor allem darin bestehen, sich mit der Küche zu beschäftigen und zu wissen, wie man einen Truthahn oder einen Chokoladen-Crême macht. O ihr armen Weibchen! ...

„Erzeigt man euch wenigstens Aufmerksamkeiten, um euch dafür zu belohnen, daß ihr Flickerin und Köchin geworden seid? vergilt man eure häuslichen Plackereien mit Liebe? O nein! man zeigt sich launisch, zänkisch, heftig ... Kaum befindet ihr euch unter einem und demselben Dach mit eurem Geliebten, so wird er ein nichts weniger als liebenswürdiger Ehemann, er geht ohne euch zum Mittagsessen; er läßt euch des Abends allein, ihr mögt euch zu Hause nach

ihm sehnen, auf ihn warten; er wird sich unzufrieden zeigen, wenn ihr auch einmal auszugehen verlangen solltet und erstaunen, daß ihr euch bei ihm nicht ungemein glücklich fühlt. Grade so geht es Emmelinen. Herr Réginald ist jung, hübsch, reich... warum begnügt er sich nicht mit einer so gut gewachsenen, reizenden Maitresse?... denn Emmeline ist wirklich sehr hübsch, aber seit dem sie bei ihm wohnt, vernachläßigt er sie gänzlich; er läßt sie fast immer allein, läuft herum, vergnügt sich mit seinen Freunden, vielleicht sogar mit andern Frauen, und erinnert sich nur, daß er mit seiner Geliebten zusammen wohnt, wenn er Abends nach Hause kommt... weil er seine Pantoffeln bereit gestellt... und ein gut durchwärmtes Bett findet!... Und dennoch wundern sich diese Herren, wenn man gegen sie eine Untreue begeht! — Ich traf die junge Frau in einem Concert; ich dachte an nichts weniger, als ihr den Hof zu machen... indessen ich fand sie recht nett, und ich sagte ihr allerlei ... was sich sogleich von selbst findet, wenn uns eine Frau

gefällt . . . selbst wenn man nicht in sie verliebt ist. Ich war ganz überrascht, als ich bemerkte, daß man mir mit Gefühl, mit Zärtlichkeit antwortete und daß man im Ernst nahm, was ich nur aus Artigkeit gesagt hatte. Wer aber würde wohl einer Frau antworten können: ich habe Ihnen zwar dies alles gesagt, aber nicht ein Wort davon wirklich gedacht! wenigstens würde es eine große Ungeschicklichkeit verrathen, man würde dadurch eine unverzeihliche Unhöflichkeit begehen, ja man wäre gar nicht im Stande, solch eine Antwort zu geben, sobald die Frau, welche für euch eine zärtliche Theilnahme gezeigt hat, jung und hübsch ist; man fühlt sich im Gegentheil geschmeichelt, ihr zu gefallen, man empfindet eine süße Verwirrung, ein inneres Behagen, das der Liebe gleicht und am Ende redet man sich ein, man sei wirklich verliebt. Ich habe Emmeline zu einem Rendez-vous beredet, sie ist gekommen und ich bin jetzt ihr Geliebter . . . seit drei Monaten besteht diese Bekantschaft bereits und sie würde vielleicht schon ihr Ende erreicht haben,

wenn wir uns ohne Umstände hätten sehen können; aber wir müssen dabei Vorsicht anwenden, und Hindernisse vermehren stets die Liebe. Eigentlich geschieht dem Herrn Réginald ganz recht!... Eine so hübsche Frau zu vernachläßigen! Hm, ich sage dies und an seiner Stelle würde ich vielleicht ebenso handeln! Wenn wir von den Dummheiten der Andern Vortheil ziehen, sollten wir wenigstens nicht auch deren begehen! Ach, es steht mir nicht zu, mich zum Censor der Andern aufzuwerfen."

Der junge Mann ist wieder in seinen Träumereien versunken; er bleibt fünf Minuten auf dem nämlichen Platze vor dem Hause, um dasselbe anzustarren und fühlt weder den Wind noch den Regen. Man könnte meinen, tiefe, ernste Gedanken haben sich seines Geistes bemächtigt, und er denke nicht mehr an sein Rendezvous, habe selbst vergessen, daß er sich am Ufer des Canals befindet.

Ein heftiger Peitschenknall schlägt an seine

Ohren, und die rauhe Stimme eines Fuhrmanns bringt ihn wieder zu sich selbst.

„Aus dem Wege zum Donnerwetter! zehnmal schreie ich schon: Vorgesehn, und der da rührt sich nicht einmal! Ist denn auf den Seiten nicht Platz genug... könnt Ihr die Mitte für die Wagen nicht freilassen?... Wenn Ihr besoffen seid, ja dann ist's was anders.. aber dann sagt's doch!..."

Derjenige, an den diese Worte gerichtet waren, hält es nicht der Mühe werth, dem Fuhrmanne zu antworten; er weicht dem Wagen aus, läßt diesen vorüber, blickt dann auf seine Uhr und murmelt:

„Halb acht... ich warte also schon eine ganze halbe Stunde... das ist mehr als genügend, besonders bei solch einem Wetter. Es ist wahrlich kein Vergnügen, vom Sturmwind und Regen gepeitscht zu werden, wenn man seine Freundin erwartet. Ich sehe wohl, sie kommt nicht... Aber warum kommt sie nicht?... Sie weiß, daß ich sie erwarte... Vielleicht ist

er nicht ausgegangen, und sie ist nun ebenfalls genöthigt, zu Hause zu bleiben... Grade diesen Abend würde es mir um so mehr Vergnügen verursacht haben, sie zu sehn!... Das geht mir immer so; wenn sie ausbleibt, dann werde ich unruhig, eifersüchtig... ich fürchte, daß sie mich über einem Andern vergißt... Dann grade fühle ich mich am meisten in sie verliebt... Wenn Jemand sich bei ihr befände, während ich hier Posten stehe... die Abwesenheit Réginald's benutzte... oh! es wäre schändlich... Und warum sollte sie mich nicht täuschen?... betrügt sie doch auch ihn... Aber mich... mich liebt sie... Wenn sie mich nicht liebte, was sollte sie nöthigen sich in Gefahr zu begeben, um mich zu sehen?... Oh! die Frauen sind nur zu gefallsüchtig!... Ich will nur gehen... sie kommt doch nicht!"

Der junge Mann blickt von neuem um sich; seine Augen überlaufen alle Lichter, die man durch die Fenster der bewohnten Zimmer bemerkt und er ruft seufzend:

„Ueberall sehe ich Licht, ich wette in all diesen Stuben leistet die Liebe dem größten Theil der darin befindlichen Leute Gesellschaft; die jungen Nähterinnen denken bei ihrer Arbeit an ihren Geliebten ... die Einen werden ihn auf den Sonntag wieder sehen und die Andern ihn noch heute Abend treffen. Die Tochter jenes ehrlichen Bürgers denkt bei der Stickerei unter den Augen ihrer Eltern an den, dem sie den Vorzug giebt. Ein junges Ehepaar ergießt sich in den glücklichsten Liebkosungen; bei denen, die nicht mehr durch die Liebe vereint sind, beschäftigen geheime Liebeshändel den Mann sowohl wie die Frau ... dort zählt eine eifersüchtige Gattin die Stunden bis zur Rückkehr ihres Gatten.... In jenes kleine Dachstübchen, das eine Grisette bewohnt, wird durch die Liebe ein junger Student eingeführt. Jeder Ort ist schön, sobald man nur in demselben den Gegenstand seiner Zärtlichkeit in die Arme pressen kann.

Unbestreitbar ist die Liebe das höchste aller Güter; wenn man sich Vermögen wünscht, so

geschieht dies nur, weil dasselbe alle Hindernisse wegräumt, die sich unsern Leidenschaften entgegensetzen. Vermögen ohne Liebe wäre etwas sehr trauriges, während die Letztere allein uns schon glücklich machen kann... Da es mir aber scheint, daß ich es diesen Abend nicht sein werde, so will ich nur gehen."

Und diesmal ging er wirklich fort, da erblickte er im Schatten zwei Personen, die sich ihm näherten. Es sind zwei Frauen, die Eine davon ist groß, schlank zierlich; ihre Füße scheinen das Pflaster kaum zu berühren, während ihr Arm sich auf ihre Begleiterin stützt; diese ist ein kleines kurzes rundes Dienstmädchen, mit einer Haube auf dem Kopf, die für ihren Stand zu viel gekostet hat. Das Mädchen schützt, warscheinlich aus Zerstreuung, mit dem Regenschirm weit mehr sich selbst als ihre Herrin; auch hat sie ihr Kleid so hoch aufgehoben, als ob sie die Farbe ihrer Strumpfbänder und selbst noch mehr zeigen wollte. Aber in der Nacht, bei so abscheulichen Wetter, und in einem ganz einsamen Viertel ist es

schon erlaubt, sich etwas hoch auf zu schürzen; trifft man doch selbst am hellen Tage und in sehr belebten Straßen Damen, die mindestens ebenso-viel sehen lassen; namentlich diejenigen, die ein schön geformtes Bein besitzen, tragen die größte Sorge, ihr Kleid nicht zu beschmutzen.

Der junge Mann erkennt in der Ersten die Person, die er so erwartet hat, er läuft ihr mit den Worten entgegen!

„Seit dreiviertel Stunden bin ich schon hier.... ich wollte so eben fortgehen... Sie sind sehr grausam, immer so lange auf sich warten zu lassen!“

„Aber mein Gott, lieber Freund, ist es denn meine Schuld? Glauben Sie denn, ich sei nicht ebenfalls ungeduldig? Madelaine, ich werde zu meiner Zwirnhändlerin nachkommen... Du weißt sie doch.... in dreiviertel Stunden bin ich dort... Wenn Du noch einen Gang für Dich hast, kannst Du ihn machen, dann aber gehe wohin ich es Dir gesagt habe.“

„Ja, Madame, aber bleiben Sie nicht zu lange, der Herr machte ein ganz wunderliches Gesicht, daß Sie bei einem solchen Wetter durchaus schottischen Zwirn kaufen wollten..."

„Es ist gut... geh Madelaine..."

„Madame, behalten Sie den Regenschirm?"

„Ei das versteht sich; Du siehst ja, daß Adhémar keinen mit hat."

„Ich, und einen Regenschirm nehmen! oh nein! das sollte mir noch fehlen, lieber werde ich durch und durch naß."

„Na das ist eine sonderbare Idee!... meine Haube wird bald gut aussehen... hm... es ist niedlich!..."

„Laß uns doch in Ruh, Madelaine."

„Ah! nun ja, so sind die Verliebten... es ist ihnen ziemlich gleichgültig, ob Andere im Regen gehen."

Auf diese Weise zwischen den Zähnen fortmurmelnd beginnt das Dienstmädchen nach der Brücke hin zu laufen, ihre Röcke dabei so aufhebend, als ob sie ein Pfund Kirschen darin trüge.

Endlich befinden sich die Liebenden allein, sie gehen Arm in Arm, sie drücken sich dieselben, sie blicken sich tief in die Augen und küssen sich zärtlich, sich nur halb mit dem Schirm deckend, ohne sich sehr zu beunruhigen, ob sie vom Regen getroffen werden.

Nach den ersten der Liebe geweihten Augenblicken sagt Adhémar (wir wissen jetzt, daß das der Name des Spaziergängers ist) zu der jungen Frau:

„Weßhalb bist Du denn so lange geblieben?"

„Weil er diesen Abend nicht fortging, wie er sich vorgenommen hatte. Der Kopf thut ihm weh, und er will sich niederlegen."

„Aber wir können doch nicht im Freien bleiben; komme mit mir nach Hause."

„Oh! nein, diesen Abend ist es mir unmöglich, ich darf nicht so lange ausbleiben. Réginald ist seit einiger Zeit ungemein böse, um die geringste Kleinigkeit zankt er mich aus, macht er mir stürmische Auftritte; man muß ihm irgend etwas gesagt haben; denn früher war er

nicht eifersüchtig, und jetzt soll ich nicht mehr ausgehen. Kurz, als ich jetzt wegging, sagte er mir: ich werde nach der Uhr sehen und acht geben, wie viel Zeit Du brauchst, um Dir schottischen Zwirn zu kaufen! — Ach seit einiger Zeit bin ich sehr unglücklich!..."

Ein Kuß von Adhémar hält einen tiefen Seufzer von ihr zurück.

„Nun, gehen wir doch wenigstens nach dem Boulevard..., nehmen wir einen Wagen und fahren wir nach der Stunde."

„Oh! nein, mein Freund! bevor wir auf den Boulevard kommen, das würde uns zu viel Zeit kosten, es ist diesen Abend unmöglich."

„Das heißt so viel, als es gefällt Dir nicht, es liegt Dir weiter nichts daran... nun wenn Sie wollen, Madame; ich werde Sie um nichts mehr bitten, was ihnen unangenehm sein könnte..."

„Ach! sagen Sie doch, ich liebe Sie nicht!... machen Sie mir nur Vorwürfe, ich rathe es Ihnen,... mir fehlt nur noch das... zu Hause habe ich auch nichts als Zank und Langeweile...

jeder, der mich scharf ansieht, jagt mir Furcht ein, weil es mir immer scheint, als sehe er in meinen Augen, daß ich nur an Sie denke! ... Und dafür, daß ich wegen ihm so viel leide, sagt mir der Herr, ich liebe ihn nicht! ..."

„Verzeih Emmeline, verzeih mir ... ich weiß nicht, was ich sage ... Von jetzt ab will ich alles thun, was Du nur wünschest, ich werde vernünftig sein, wie ein Bild..."

„Ei! was machen Sie denn? ... das ist allerliebst! sind Sie denn närrisch? ..."

„Es ist keineswegs verboten, sich unter einem Regenschirm zu umschlingen..."

„Entschuldigen Sie, es ist allerdings verboten, mit so großer Annäherung zu sprechen ..."

„Wenn ich aber schwer höre..."

„Schon gut ... vorwärts ... ich will nicht hierbleiben ... ich fürchte mich hier... Da, sehen Sie doch den Menschen dort in der Blouse, der auf uns zu kommt, er trägt eine Laterne..."

„Es ist ein Lumpensammler ... was gehen wir ihm an.... Wenn man sein Leben durch Lumpensammeln fristet, muß man durchaus Phi-

losoph sein... Crates und Diogenes hatten sehr viel Aehnlichkeit mit diesen Leuten."

„Lieber Freund, ich scheue die Lumpensammler, gehen wir, ich bitte dich."

Emmeline zieht Adhémar mit sich fort, der nur ungern nachgibt, aber die junge Frau verlangt weg, und er darf nicht widerstreben.

In dem Augenblicke, wo sie an dem Lumpensammler vorbei kommen, leuchtet derselbe ihnen in's Gesicht und betrachtet beide auf sonderbare Weise, dann lächelt er spöttisch und entfernt sich pfeifend. Emmeline kann sich nicht enthalten über das Benehmen des Lumpensammlers zu lachen. Adhémar indessen bleibt ganz bestürzt stehen, seine Züge sind verzerrt und seine Stirn hat sich mit seinen Augen verdüstert.

„Hat man jemals so etwas gesehen!... Der Mensch ist sehr vorwitzig!..." ruft die junge Frau, ihren Geliebten fortziehend. „Indem er uns betrachtet, lacht er uns aus! ja wenn er uns etwas früher gesehen hätte, als Du mich umfaßt hieltest, dann würde ich es noch begrei-

fen.... Es ist doch sehr gut, daß ich vorsichtiger bin als Du... nun, und Du sagst gar nichts, mein Freund? Du bist ganz nachdenkend... man könnte glauben, der Blick dieses Menschen habe Dich versteinert!"

„Mich? oh nein... aber... ich erwartete nicht..."

„Was?"

„Nun daß..."

„Nun? heraus, was ist Dir geschehn, daß Du so plötzlich Deine Züge verändert hast?..."

„Ich habe mein Gesicht verändert?..."

„Mein Gott, jetzt willst Du mir glauben machen, daß Dir nichts ist... Kenne ich denn Dich so wenig? So eben warst Du noch ganz munter! Du dachtest nur daran, Dummheiten zu sagen und selbst zu begehen... und jetzt, seitdem dieser Mensch mit dem Tragekorbe uns seine Laterne in's Gesicht gehalten hat, ist eine Verwandlung geschehn... wie in der Oper... Kennst Du denn diesen Menschen?"

„Oh! das ist köstlich... warum frägst Du

nicht lieber gleich, ob er nicht etwa zu meinen Freunden gehört oder gar zu meinen Anverwandten!..."

„Mein Gott, Adhémar, wie bist Du lächerlich. Man kennt Ihre Familie, mein Herr, man weiß, daß Sie von ausgezeichneten Eltern geboren sind, man weiß auch, daß Sie zu gebildet sind, um mit Leuten Umgang zu pflegen, über die Sie erröthen müßten; ich kann nicht voraussetzen, daß Sie einen Lumpensammler zum Freunde wählen; aber bevor dieser Mann in ein so tiefes Elend gerathen ist, könnte er sich in einer bessern Lage befunden haben! In Paris sieht man sonderbare Dinge. Réginald zeigte mir kürzlich eine Frau, die Stecknadeln verkaufte, um nicht das Ansehen zu haben, als bitte sie um Almosen und die vor zehn Jahren sich eigne Pferde und einen Wagen hielt...."

„Du hast Recht, Emmeline, es tritt oft ein schrecklicher Wechsel in der Lage von Leuten ein, die im Ueberfluß von Freuden geschwelgt und selbst hohe Stellungen eingenommen haben; doch

zum Teufel, in was für ein Gespräch gerathen wir da! Dieser Lump hat uns mit seiner Laterne in unserem Glück ... in unsrer Liebe gestört, ein verdammter Kerl ... ich ärgre mich nur, ihm nicht seine Harke auf dem Rücken entzwei geschlagen zu haben."

„Oh! das würde sich recht schön ausgenommen haben. Ich will dorthin nicht gehen ... es ist zu finster. ..."

„Ach, es ist heut Abend nichts mit Dir anzufangen! ...

„Du bist abscheulich! Ach! ... Du bist schon wieder böse. ..."

„Ich? ... nein."

„Nun so gieb mir einen Kuß."

Emmeline war eine Frau von zwanzig Jahren, von hohem, schönen, schlanken Wuchs und ohne jene Steifheit, welche der Grazie so viel Abbruch thut; ihre Hände und Füße waren sehr schön und niedlich geformt; ihre schwarzen Augen, die dennoch einen zarten und sanften Ausdruck hatten, bildeten mit ihrem blonden Seiden-Haar

einen eben so schönen als reizenden Gegensatz. — Adhémar hatte fast neun und zwanzig Jahre, schien aber jünger zu sein. Er war groß, ohne deßhalb aufzufallen, von dunkler Hautfarbe, ohne gelb zu sein, liebenswürdig, ohne sich zu zieren. Seine Gesichtszüge wechselten leicht den Ausdruck von Ernst und Munterkeit; sie spiegelten zu treu seine Empfindungen ab, was einem Weltmanne oft Nachtheil bringen kann; indessen diese Eigenschaft ist so tief in unserer Natur begründet, daß wir uns oft vergeblich bemühen, diesen Fehler abzulegen. Es geht uns damit, wie mit der Mundart unseres Landes, wenn sie auch nicht mehr in unserer Aussprache zu hören ist, lebt sie doch immer noch im Grunde unseres Herzens.

Für zwei Personen, die sich lieben, und die beisammen sind, verfliegt die Zeit, anstatt blos zu vergehen. Ueber eine Stunde ist Emmeline an Adhémar's Arme hängend, spazieren gegangen, ohne auf das Wetter und den Schmutz zu achten. Beide bedienen sich des Regenschirms, mehr um sich den Blicken der Vorübergehenden zu

entziehen, als um sich gegen den Regen zu schützen. Die Liebenden wenden alles zum Vortheil ihrer Liebe.

Endlich erinnert sich Emmeline, daß ihr Mädchen auf sie wartet, und sie sagt zu Adémar:

„Laß doch einmal sehen, wie spät es auf Deiner Uhr ist."

„Ein Viertel vor neun."

„Ach mein Gott, und ich bin um halb acht Uhr fortgegangen... wenn er nicht eingeschlafen ist, bin ich verloren!"

„Du siehst wohl, daß Du Zeit gehabt hättest, mit mir nach Hause zu kommen, oder etwas umher zu fahren... aber Du hast es vorgezogen, in den Rinnsteinen herum zu patschen."

„Willst Du noch immer mit mir zanken! Werden Sie nicht böse mein Herr... Uebermorgen Vormittag geht er zeitig aus; dann komme ich zu Dir... willst Du?"

„Welche Frage!..."

„Na, Du könntest ja eine Andere erwarten... thust Du das etwa niemals?"

„Nein ich bin dessen unfähig... seit ich Dich kenne....

„Ei wirklich! wenn ich nur so viel Tausend Livres Renten hätte, als Du mir schon untreu gewesen bist, ... welch Vermögen!..."

„Emmeline, Du thust mir weh!"

„Oh! ja, ich glaube es.... Führe mich zu meiner Zwirnhändlerin."

Das verliebte Paar macht sich auf den Weg. Man kommt an den Laden, an dem das Mädchen wartet.

„Schon da!"... ruft Emmeline; „komm, laß uns die Straße wieder zurückgehen, dann kehren wir wieder um."

Adhémar stimmt freudig ein. Die beiden Liebenden gehen, woher sie gekommen sind und die junge Frau sagt traurig:

„Sich wieder verlassen, und zwei Tage leben zu müssen, ohne sich sehen zu können. Welche Langeweile! Und jetzt, wie unglücklich bin ich, wenn ich nach Hause komme, wenn Réginald mich küssen will... ach mein Gott!"

Adhémar antwortet nichts! er drückt Emmeline den Arm, um sie zu trösten, und diese fährt einen Augenblick darauf fort:

„So zu leben ... mit einem Manne, den man nicht mehr liebt .. ist das nicht eine große Qual ... besonders, wenn man nicht dazu gezwungen ist. Ja wenn ich verheirathet wäre ... aber ich bin es ja nicht ... das wäre etwas anderes.... Und eigentlich, ich bin ja mein eigener Herr."

Adhémar schweigt noch immer, er scheint ganz in die Betrachtung seiner Füße versunken. Emmeline spricht nicht mehr, sie scheint auf seine Antwort zu warten; endlich, nach einigen Minuten drängt sie sich an ihren Geliebten, wendet sein Gesicht dem ihrigen zu, blickt ihn liebevoll an und fährt im zärtlichsten Tone fort:

„O wenn Du nur wolltest ... wir brauchten uns nicht mehr zu trennen."

„Wie so? ..." murmelt Adhémar.

„Sage mir nur ein Wort, und ich verlasse Réginald und gehöre Dir gänzlich an....

Du bist frei... Du bist allein... was könnte uns hindern, zusammen zu leben?"

Adhémar schweigt, bleibt einige Augenblicke ohne zu antworten; er beißt sich auf die Lippen und scheint verlegen, endlich stottert er:

„Meine theure Freundin... es giebt Umstände... in denen man nicht alles thun kann, was man möchte und in diesem Augenblicke habe ich Gründe, um nicht so zu handeln."

„Welche Gründe könntest Du haben? Du bist unverheirathet, hast keine Eltern mehr. Du hast mir hundertmal gesagt, daß Du Dein eigner Herr seiest. Was Dein Vermögen betrifft, so weiß ich zwar nicht, ob Du welches hast, frage auch nicht darnach! Was geht das mich an!... ich will ja nur Dich... Dich in einer Wüste, auf einem Boden, und ich wäre glücklich!"

„Theure Freundin, man spricht wohl so; aber...."

„Ah! Du glaubst, ich denke es nicht."

„Ja... Ja... wenn Du es auch jetzt denkst; so möchte ich doch keiner Frau zumuthen,

in einer Dachkammer zu wohnen. Ich würde fürchten, daß sie den Husten bekäme."

„Ah! so, Sie wollen scherzen... nun ich werde nicht weiter davon reden, ich sehe wohl, es gefällt Ihnen nicht."

„Nein, nein, aber später, sobald es möglich ist, werde ich es Dir sagen. Nun, sollen wir uns denn erzürnt trennen?"

„Oh! nein... da ist der häßliche Laden... wir müssen uns aber auch trennen.... Nun, leb wohl, mein Freund, bis übermorgen Vormittag."

„Recht zeitig!"

„Oh! sobald ich nur irgend kann."

Sie küssen sich noch einmal, dann verschwindet die junge Frau im Laden, aus dem sie mit ihrem kleinen Mädchen bald wieder zum Vorschein kommt.

Adhémar sieht ihnen noch nach, wendet sich dann nach dem Boulevard und murmelt:

„Mit ihr leben!... oh! nein, gewiß nicht... sie ist zwar sehr niedlich, aber sie hat doch schon

zu viel vor mir geliebt... Und außerdem, welche Lage könnte ich denn einer Frau bereiten, da ich allerhöchstens grade für mich allein genug habe? Es ist wahr, ich bin nicht vernünftig! O mein Vermögen, wie habe ich es seit zwei Jahren verschwendet! Aber ich wollte mich zerstreuen, ich wollte in den Vergnügungen einen Fehler zu vergessen suchen... für den man mich sehr grausam bestrafte. Von meinen acht tausend Franks Renten bleibt mir nur noch ein Einkommen von siebzehn hundert Franks..:. Von sechstausend auf siebzehnhundert, welcher lächerliche Abfall! Und noch weiß ich nicht sicher, ob ich dabei stehen bleiben werde.... Nun, wenigstens scheine ich noch reich und das ist auch schon etwas: es geht so weit, daß man sogar oft Geld von mir verlangt! welche Ehre! Wenn ich mich trübe stimme, wozu nützt mir das? Ich habe niemals viel auf Geld gehalten, das seinerseits dafür auch nie auf mich viel hält.... Und... wenn ich grade gewollt hätte!..."

Der junge Mann fängt an, in Träumereien

zu versinken, und verfolgt seinen Weg, an den Lumpensammler denkend, der ihn getroffen hatte, als er mit Emmeline ging.

Zweites Capitel.

Zwei Jäger.

Adhémar biegt in die Straße von Angoulême als mehrere in einander gefahrne Wagen ihn nöthigen, stehen zu bleiben; in demselben Augenblick, kommt ein Kabriolet im starken Trabe hinter mir her; die Stimme, welche ihm zuruft: „Vorgesehn" scheint ihm nicht unbekannt und da das Kabriolet ebenfalls genöthigt ist, anzuhalten und zu warten, bis die Straße wieder frei ist, hat er Zeit, die darin befindlichen Personen zu betrachten.

Das Kabriolet war zurückgeschlagen und über und über mit getödteten Thieren bedeckt. Hasen, Kaninchen, Rebhühner und zwei Fasane hingen

am Rande des Wagens, der mit Wildpret ausgeschlagen schien. Zwei Jäger, die Mütze auf dem Kopf, das Gewehr zwischen den Beinen, saßen zwischen diesen edlen und rühmlichen Beweisen ihrer Geschicklichkeit und lehnten nachläßig auf den Thieren, die sie getödtet hatten. Sie zogen es vor, zu beregnen, als den Parisern die Jagdbeute, die sie gemacht hatten, nicht zu zeigen.

Der eine von den Jägern, welcher die Zügel führte, war kurz und dick, von lebhafter Farbe, er hatte ein geröthetes Gesicht, ein munteres, erfreutes Auge und ein oft spöttisches Lächeln spielte um seinen Mund Sein Gefährte dagegen war groß, lang, schmächtig, krankhaft, vergelbt, mit ernster, phlegmatischer, gelangweilter und langweiliger Physiognomie. Diese beiden neben einander sitzenden Personen erinnerten sogleich an Don Quichote und Sancho.

„Ei! . . . ich irre mich nicht, es ist Bourdichon!" rief Adhémar, den Herrn mit dem fröhlichen Gesicht erblickend.

Bei diesem Ausruf wendet der dicke Jäger den Kopf, heftet den Blick fest auf den Fußgänger, hält sein Pferd an, das so eben weiter vorwärts soll und antwortet:

„Es ist Adhémar!... unser theurer Adhémar Marilly!... Sage doch, Carcassonne... ist es nicht Freund Adhémar?"

Der magere Jäger hält die Hand an die Mütze, streckt den Kopf vor und murmelt:

„Ah! er ist es also wirklich... ich hörte eine Stimme und ich sagte zu mir: Ganz bestimmt, ich muß diese Stimme kennen... aber eine Sache war mir dabei nicht klar..."

„Das ist ein köstliches Zusammentreffen!" unterbricht Herr Bourdichon seinen Freund, Carcassonne! „wir kommen so eben an, mein theurer Adhémar, wir waren acht Stunden von hier, hinter Lagny... wir haben einen Trauerschleier über die Felder ausgebreitet... Hä! dort giebts Wildpret, das kann man dort noch eine Jagd nennen!"

„Und haben Sie das Alles geschossen?

„Ach! Sie Spaßvogel, fragen Sie nur Carcassonne... er hat blos zwei Stück dabei, das Uebrige ist alles von mir erlegt."

„Es ist wahr," sagt Herr Carcassonne, „ich habe nur zwei Stück dabei, obgleich ich wohl fünf und zwanzig mal geschossen habe."

„Und wie viel Tage haben Sie dazu gebraucht, um dies alles zu erlegen?" fährt Adhémar zu Herrn Bourdichon gewendet fort.

„Wir sind vier Tage weggewesen, aber drei davon habe ich am Tische zugebracht; wir haben wirklich nur heute gejagt, wenigstens ich, fragen Sie nur Carcassonne...."

„Oh! schon gut, Ihr Gefährte wird Sie nicht Lügen strafen."

„Wir müssen uns beeilen, um zum Balle meiner Frau zurecht zu kommen, denn diesen Abend mein Lieber giebt Madame Bourdichon einen Ball im Costüm. Aber, Sie wissen das ja, Sie haben ja eine Einladung erhalten; wie geht denn das zu, daß Sie noch nicht an ihren Anzug denken?"

„Was! am heutigen Abend ist der Ball bei Ihnen?" rief Adhémar; „es ist wahr, heute ist Sonnabend; oh! mein Gott, ich hatte es vergessen. . . ."

„Es ist nur gut, daß ich Sie hier treffe, um Sie daran zu erinnern; wenn Sie nicht kämen, würde meine Frau böse auf Sie werden. Uebrigens werden wir lachen, unsern Spaß haben und ein Bischen Bouillotte spielen; vor allen ich; da ich nicht tanze. Aber wir bleiben hier im Regen . . . wo gehen Sie hin, Adhémar?"

„Ich gehe nach Hause."

„Gut steigen Sie ein, ich bringe Sie hin, Sie werden um so eher dort und desto schneller zum Balle bereit sein."

„Aber es ist ja kein Platz mehr da drinnen, bei all dem Wilde."

„Bah! bah! die Hasen müssen ein Bischen zusammenrücken."

Adhémar steigt in's Kabriolet, setzt sich so gut er kann in eine Ecke, auf die Gefahr hin, dann nach Wild zu riechen. Bourdichon

rückt näher an Carcassonne; der große Jäger drängt sich gegen die beiden Kaninchen, die er getödtet hat und das Pferd setzt sich wieder in Trab.

Adhèmar hatte den Ball bei Madame Bourdichon nicht vergessen; aber er hatte nicht hingehen wollen. Dennoch war die Gattin des dicken Herrn eine hübsche Frau oder wenigstens eine recht angenehme Frau, was sehr oft mehr sagen will. Ihre Züge hatten, einzeln betrachtet, nichts bemerkenswerthes, aber der Totaleindruck verfehlte nie seine Wirkung; sie war groß, wohlgebaut, ihr Aeußeres erschien vornehm und verrieth viel gesellige Bildung, ja sie hatte Geist genug, nie die Gelegenheit zu suchen, ihn zu zeigen, ihre Haltung war manchmal ernst und selbst streng. Dafür fühlt man sich aber auch durch ihr Lächeln oder durch ihre Zustimmung um so mehr geschmeichelt, je weniger sie mit dem einen oder dem andern verschwenderisch umging.

Die Abendgesellschaften bei Herrn Bourdichon waren sehr munter, zwar nichts weniger als überfüllt, vielleicht auch nicht genug ausge-

wählt, weil er im Gegensatz zu seiner Frau, zu leicht Leute zu sich einlud, mit denen er zu Mittag gespeist oder in andern Häusern eine Parthie gemacht hatte; aber in der Gesellschaft braucht man nicht zu streng auf die Lebensweise der Menschen zu sehen, die man daselbst antrifft. Wenn man die Anforderungen höher stellte, dann dürfte man in Gesellschaften nur Damen sehen, deren Tugend stets fleckenlos geblieben ist, oder vorwurfsfreie Herren, die unfähig wären, ihrem Nächsten zu thun, was sie nicht wollen, daß ihnen geschehn werde.

Man könnte allerdings dann auch noch Leute sehen, aber wie würden die Reihen gelichtet sein, wie würden die Gesellschaften selten werden, wie viele Säle würde man so leer finden, daß man Niemanden mehr darin träfe! Man muß sich also in den Gesellschaften begnügen, die Stellung und die Mittel eines Jeden zu kennen und dann nur noch Lebensart, ein höfliches Benehmen und gute Haltung zu verlangen. Was Geist, Kenntnisse Liebenswürdigkeit betrifft, da ist man glück-

lich, wenn man sie antrifft, aber verlangen kann man sie nicht; man müßte zu viel Leute aus den Gesellschaften verbannen.

Man vergnügte sich bei Herrn Bourdichon, weil es in seinem Hause ganz ungezwungen zuging; man spielte oder plauderte, musicirte, sang, ja man tanzte selbst ohne es vorher beabsichtigt zu haben; kurz Jeder folgte seiner Neigung. Man brauchte nicht in hohem Putz zu erscheinen, die Damen brachten selbst manchmal ihre Arbeit mit. Jeder fühlte sich behaglich, weil Madame Bourdichon das so seltne Talent besaß, ihre Gäste gut zu empfangen und jedem diejenige Freiheit ließ, die nie in Ungebundenheit ausarten darf und die man so selten in zahlreichen Gesellschaften findet, da viele Leute glauben, es sei unerläßlich, um sich zu vergnügen, einen großen Lärm zu machen und alles umzudrehen. Dies ist eine Art von Vergnügen und Freiheit, welche der Lustigkeit wie ein Dummkopf einem geistreichen Menschen gleicht.

Adhémar gefiel sich so ziemlich in den Gesellschaften des dicken Jägers, er wußte auch

recht gut, daß es auf dessen Balle im Costüm recht aufgeweckt hergehen und er viele Bekannte dort treffen würde. Aber wenn man Gesellschaften besucht hält es schwer, kein Geld auszugeben. Was hilft es, sich nicht ganz fein kleiden zu dürfen; ein junger Mann, der sich nur gut anzieht, bedarf stets ganz neuer Handschuhe. Ferner liebte Adhémar so ziemlich das Spiel, es fiel ihm schwer, einer Parthie Bouillotte zu widerstehen, sobald sie ihm angeboten wurde, und er spielte selten glücklich. Kurzum, wenn man nur siebzehnhundert Franks Renten hat und noch in der Welt figuriren will, darf man nur sehr selten in Gesellschaften sich zeigen. Und deßhalb hatte sich der junge Mann vorgenommen, nicht auf den Ball zu Madame Bourdichon zu gehen.

Indessen es bedarf oft nur eines Wortes, eines Blickes, einer Gelegenheit, um Dinge zu thun, die man sich vorgenommen hatte, zu unterlassen ... schöne Entschlüsse zu zerstören, die man gefaßt ... weise Pläne zu durchkreuzen, die man entworfen hat. Adhémar besaß selten den

Muth, eine Vergnügunnsparthie abzulehnen! gewöhnlich unterlag er jeder Versuchung; sein leichtsinniger Character, seine aufgeweckte muntere Laune hielt sich nicht gern bei trüben Gedanken auf, mochte sich nicht mit der Zukunft beschäftigen.

Seit einigen Jahren indessen hatten Abhémars Freunde eine Veränderung in seiner Stimmung bemerkt, besonders in Folge einer Reise nach Italien. Manchmal blieb Marilly einige Augenblicke ganz in seine Betrachtungen versunken und dann wurde seine Stirn finster und besorgt. Jedoch kamen ihm diese melancholischen Augenblicke selten, und er selbst war immer zuerst darauf bedacht, sie zu verjagen.

Das unerwartete Zusammentreffen mit den beiden Jägern hat die vernünftigen Grundsätze Abhémars schon geändert und in das Kabriolet steigend sagt er zu sich:

„Meiner Treu ich will doch auf den Ball zu Madame Bourdichon gehen. Noch dieser eine und dann mag es genug sein. Uebrigens habe ich ja auch ein Kostüm... ich brauche also nicht

viel auszugeben ... Handschuhe, ein Wagen, das ist alles. Ich werde das wieder an meinen täglichen Ausgaben ersparen ... ich werde zu Hause essen."

„Sie wohnen noch immer auf dem Boulevard St. Denis?" fragte Herr Bourdichon, sein Pferd antreibend.

„Noch immer; ich liebe den Boulevard ungemein; ich wohne zwar etwas hoch, habe aber dafür auch eine köstliche Aussicht."

„Wenn ich auf dem Boulevard wohnte," sagt Herr Carcossonne, „möchte ich eine schwarze Stube haben ... Sie wissen, Stuben, welche einer Laterne magica gleichen.... Ich hatte einen Freund, der so eine schwarze Stube bewohnte, in der man alle Welt umgekehrt sah ... das ..."

„Carcassonne, laß uns mit Deiner schwarzen Stube in Ruh. Wir müssen uns jetzt mit unserm Kostüme beschäftigen ... es ist sehr gut, daran zu denken."

„Wie, rief der große Jäger, muß man sich durchaus kostümiren?"

„Ja, oh es ist durchaus nothwendig. Meine Frau hält streng darauf und ich finde, daß sie Recht hat, das giebt einen weit lustigern Anstrich; man muß niemals Halbheiten zulassen. Auf den Bällen, wo es den Gästen überlassen bleibt, sich zu verkleiden oder nicht, sieht man gewöhnlich die Hälfte unverkleidet. Dann ärgern sich die verkleideten, daß sie nicht unmaskirt angekommen sind, und die unmaskirten sind unzufrieden, sich nicht verkleidet zu haben. Die Maßregel der Madame Bourdichon wird pünktlich ausgeführt werden. Denjenigen, welche unmaskirt kommen, setzt man sogleich eine Schlafmütze auf, bindet ihnen eine Schürze um, und pudert sie ein, so lautet der Befehl."

„Ei, ei! aber wenn man sich weigert, die Mütze aufzusetzen und sich pudern zu lassen?"

„In diesem Falle geht man, woher man gekommen ist, mein Lieber, ich versichere Dir, man wird nicht eingelassen."

„Teufel!.... Teufel!... Und als was soll ich mich denn ankleiden?... da ich meiner Frau

vorher nichts gesagt habe, wird sie mir auch nichts vorbereitet haben...."

„Im Nothfall, sagte Adhémar, könnten Sie in dem Anzuge auf den Ball kommen, den Sie da soeben an haben.... Sie kommen als Jäger, Sie hängen nur noch Ihre beiden Kaninchen an Ihren Gürtel."

„Meinen Sie?... Wirklich... das sagt mir so ziemlich zu... um so mehr als..."

„Was mich betrifft ich weiß, was ich thue! sagt Bourdichon mit boshafter Miene lächelnd. Oh! es wird etwas komisch sein!... ich habe Niemanden etwas davon gesagt, selbst meiner Frau nicht.... Aber hier befinden wir uns ja auf dem Boulevard St. Denis.... Ihre Thür Herr Marilly?..."

„Da, die zweite links."

„Dann wohnen Sie ja neben Sublimé?"

„Ja, ich sehe sie oft vor ihrem Fenster im zweiten Stock... und manchmal begegnete ich Madame Sublimé, wobei sie mich dringend einlud sie zu besuchen...."

„In diesem Falle, mein lieber Adhémar, machen Sie mir wohl das Vergnügen, sie abzuholen und mit auf den Ball zu bringen. Monsignad sollte sie abholen, unserer Uebereinkunft gemäß, aber er war ebenfalls auf der Jagd, und er gab vor, zu ermüdet zu sein, um diesen Abend noch zu mir kommen zu können; er verließ uns an der Barriere, wo er einen Wagen nahm, um nach Hause zu fahren. Die Familie Sublimé würde auf ihn warten, was doch unangenehm wäre...! Sie werden also die Güte haben, zu ihr zu gehen nicht wahr? Es kann Sie ja nicht sehr belästigen, da es an Ihrer Thür ist."

„Wenn Sie meinen, daß es nicht zudringlich erscheine."

„Zudringlich! im Gegentheil Sie leisten ihr einen Dienst, jene wären fähig auf Monsignad bis elf Uhr zu warten. Uebrigens liebt Sie Madame Sublimé sehr... sie wird lateinisch zu ihnen sprechen... Sie wissen, sie spielt gern die Gelehrte.... Was ihren Mann betrifft... das ist ebenfalls ein Original mit seiner Manie

für Stutzuhren und Spieldosen,... Aber sie haben ein Mädchen, das sehr hübsch ist, und einen kleinen Jungen, ein wahres Wunder, wie man sagt; er ist erst acht Jahr alt und besitzt schon eine große Fertigkeit im Kugelfang-Spiel. Sie sind also zu Hause... nun... eilen Sie, es ist neun Uhr... ich hoffe Sie noch vor zehn zu sehn."

„Ja ich verspreche es Ihnen... im Fall mich die Familie Sublimé nicht warten läßt."

„Sie werden sorgen, daß dies nicht geschieht. Auf Wiedersehen.... Ah! würden Sie wohl einen Haasen und zwei Rebhühner annehmen" Sie sehen, daß ich großmüthig sein kann.... Ich habe Beute mitgebracht... nicht wie Carcassonne zwei Kaninchen... ha ha! und er hat vier Tage gebraucht, um sie zu erlegen...? das beträgt ein Kaninchen in zwei Tagen!..."

„Ich nehme den Haasen und die Rebhühner an," sagt Adhémar, der so eben aus dem Kabriolet gesprungen ist. Der dicke Jäger giebt ihm die drei Stücke Wildpret und läßt sein Pferd

umwenden, während sein Freund Carcassonne ein Gespräch beginnt, das auf seine Kaninchen Bezug hat.

Drittes Kapitel.

Künstlerwirthschaft. Der Haase. Adhémar's Wohnung.

Adhémar wohnte in einem neugebauten Hause, das jene Gefallsucht an sich trug, welche man in die moderne Konstruktion hineinlegt. Ueber der Thür, welche sich öffnete, wenn man an einem Messingknopf zog, befand sich ein sehr schönes Gitter, der Hausflur war mit Steinplatten ausgelegt, die Wände schienen von Marmor, eine sehr bequeme gut gebohnte von einer Bronce-Lampe erleuchtete Treppe führte in die verschiedenen Stockwerke des Hauses.

Adhémar wohnte im fünften Stock, hatte nur zwei Stuben, nicht ein einziges Kabinet und zahlte dennoch hundert Thaler Miethe. Allerdings seine kleine Wohnung war eben so sauber eben so schön aufgeputzt wie die Zimmer des ersten Stocks und seine Aussicht ging auf den Boulevard. In den modernen Häusern sind die Wohnungen des letzten Stockwerks eben so hübsch wie die im ersten, es ist nicht gegen den Anstand, etwas hoch zu wohnen. Aber hundert Thaler Miethe war für einen Mann doch zu viel, der nicht mehr als siebzehnhundert Franks Renten besaß; deßhalb mußte er auch jedesmal, wenn er Miethe zu bezahlen hatte, etwas von seiner Rente verkaufen.

Der junge Mann nahm seine Kerze bei seiner Pförtnerin, die beim ersten Blick auf die drei Stück Wildpret rief:

„Ach! der schöne Haase, die schönen Feldhühner. . der Herr kommen wohl von der Jagd?"

„Nein aber einer meiner Freunde ist Jäger und dieser hat mir das Wild jetzt eben gegeben."

„Wie der geschickt sein muß! Wenn mein seliger Mann auf die Jagd ging, brachte er mir jedesmal nur Käse aus Neufchâtel und Löcher in seinen Kleidern mit.... Er schoß erschrecklich schlecht, mein armer Mann... Nun Sie werden sagen man thut was man kann...."

„Sie haben einen Brief für mich, Frau Coquenard?"

„Nein, mein Herr, nicht den allerkleinsten. Ach! Gott, der schöne Haase, was wird der guten Civet geben!"

Adhémar scheint stets eine gewisse Traurigkeit im Innern zu empfinden, wenn die Pförtnerin ihm sagt, daß sie nichts an ihn abzugeben hat; aber das dauert nur einen Augenblick und dann schnell seine alte Munterkeit wieder annehmend, steigt er leicht die Treppe hinauf, die Kerze in der einen, das Wild in der andern Hand.

Im vierten Stock stand eine Thür offen; eine sehr junge Frau in einem sehr reichen und sehr ausgeschnittenem Nachtkleide plauderte mit

einem zierlichen Männchen, das jeden Augenblick, sich empfahl, um zu gehen und doch nicht ging.

Die Dame des vierten Stocks war eine Schauspielerin; sie hatte sehr schöne Zähne, lebhafte nicht eben schüchterne Augen und ein sehr aufforderndes Lächeln; kurz es war eine große wohlgebildete Gestalt. Mit solchen Gaben findet eine Schauspielerin schon ein gutes Fortkommen in der Welt, wenn sie nur will.

Adhémar ging grüßend an seiner Nachbarin vorüber, er besitzt zu viel Weltkenntniß, um stehen zu bleiben, während sie mit Jemandem spricht; aber Fräulein Azéma, dies war der Name der Schauspielerin, hielt ihn mit den Worten auf:

„Ah! mein Gott liebster Nachbar, sind Sie denn Jäger? haben Sie dies da getödtet?"

„Nein, man hat es mir so eben zum Geschenk gemacht...."

„Sie sind sehr glücklich, Geschenke zu erhalten! Mir giebt man niemals etwas."

Diese Worte sind auf ironische Weise betont und scheinen an den Stutzer gerichtet, mit dem sie sich unterhielt; derselbe ist darüber etwas empfindlich und zieht mit saurer Miene seine Handschuhe an. Die junge Schauspielerin kehrt sich wenig an den Zorn des Stutzers, besieht, befühlt die beiden Feldhühner die Adhémar trägt, wendet sie nach allen Seiten um und ruft:

„Oh! die schönen Rebhühner!... ich bin auf diese Thiere ganz versessen... besonders gebraten..."

„Ei! meine Nachbarin, da Sie die Feldhühner loben und diese Ihnen gefallen, nehmen Sie dieselben... Sie werden mir ein Vergnügen damit machen."

„Wahrhaftig Herr Adhémar, wie... Sie wollen sich berauben... alle beide! Sie sind zu liebenswürdig... Wissen Sie, daß ich fähig bin, sie anzunehmen!"

„Grade in dieser Hoffnung biete ich sie Ihnen an."

„Nun! ich will mich nicht beherrschen, ich nehme die Rebhühner.“

Während dieses Gesprächs wuchs dem Stutzer die Nase eine Elle lang, er spielte mit seinem Stock, der mit einem silbernen ziselirten Knopf, verziert war, er stieß damit auf den Boden, als ob er den Takt zum Sturmschritt angeben wollte. Adhémar machte seiner Unruhe dadurch ein Ende, daß er rasch seine Treppe hinaufging und die beiden Rebhühner dem Fräulein Azéma zurückließ. Durch die Schnelligkeit, mit welcher Adhémar nach seinem Zimmer ging, löschte sein Licht aus. Er hätte wieder hinuntergehen, und es bei seiner Nachbarin anzünden können, allein er will ihr Gespräch mit dem schönen Herrchen nicht noch einmal unterbrechen; er hat bemerkt, daß das Geschenk, welches ihr gemacht wurde, die Eifersucht des Dandy hervorrief, der ihn für seinen Nebenbuhler hält. Da er aber nichts weniger als das ist, und Adhémar durchaus nicht daran denkt, der jungen Schau-

spielerin den Hof zu machen, so will er die Ruhe dieses Herrn nicht noch mehr stören.

Im fünften Stock befinden sich zwei Thüren, und zwei Wohnungen, die eine gehört Marily die andere einer Familie. Es sind ebenfalls dramatische Künstler. Der Mann, welcher in der Oper aufzutreten hofft und eine vorzügliche Stimme zu besitzen vermeint, singt die Tonleiter, Läufer, und hält einzelne Noten an, so lange er nur Athem hat und dies alles von dem Augenblicke an, wo er aufsteht bis zu dem, wo er wieder zu Bett geht. Er ist ein Mensch von fünf Fuß sechs Zoll, der auf Liebenswürdigkeit Anspruch machen könnte, wenn er nicht so dumm aussähe, und wenn er nicht glaubte, schöner zu sein, als Gott Mars selbst. Seine Frau, jung, allerliebst, aber bleich, mager, angegriffen, als ob sie schon lange und viel gelebt hätte, spielt die Liebhaberinnen auf der Bühne und auch sonst noch; sie hat niemals Talent besessen. Sie spielt im Drama, weil man ihr gesagt hat, daß besonders Thränen sie reizend machen.

Dieses dramatische Paar ist mit einem Kinde, einem kleinem Knaben von sechs Jahren, ausgestattet, der zu seinem Unglück nach der Meinung seines Vaters mit einer ausgezeichneten Stimme begabt ist; und da derselbe von einem Arzte aus der Provinz gehört hatte, daß die Stimme um so biegsamer und umfangsreicher würde, je mehr die Kinder schrieen, so befleißigt sich der Papa aus väterlicher Liebe und um einen Dupré aus seinem Sprößling zu machen, ihn von Morgens bis Abends schreien zu lassen. Da Vorenthaltungen und Plackereien dafür nicht ausreichen, fügt er noch Stockschläge und Peitschenhiebe hinzu.

In demselben Augenblick, wo Adhémar an seiner Thür ankömmt, hat Herr Trouillade so heißt der Sänger, seinem Sohn Lycoris eine kleine Zurechtweisung mit einer Peitsche ertheilt; der Kleine, dem man nur trocken Brod als Abendessen gegeben hatte, brüllte wie ein Esel; die Mama versuchte ihn zu trösten, aber der Papa rieb sich die Hände und sagte zu seiner Frau mit ei=

ner Betonung, die einen Mann von den Ufern der Garonne anzeigt:

„Laß ihn schreien, dadurch bekommt er ein c aus der Brust. Ah! wenn man mich so gepeitscht hätte... welche Stimme besäße ich jetzt! Gewiß ich habe eine gute Stimme... aber wenn ich mehr geschrieen hätte, als ich klein war, würde ich allen Buffo's der Oper den Rang abgelaufen haben, und ich hätte jetzt sechszig tausend Franks Gage. Ich gestehe, damit könnte ich mich schon ziemlich einrichten."

Ganz entschieden, die Haushaltung des Herrn Trouillade kündete keine sechzig tausend Franks Einkünfte an; es herrschte bei ihm eine Unordnung und Zwanglosigkeit, die keine Wirkung der Kunst war, da sie keine Spur von Schönheit an sich trug. Das große Zimmer, welches gleichzeitig als Speisesaal und als Küche benutzt wurde, war nur mit bestaubten alten Stiefeln und Schuhen und herumliegenden Theaterrollen geschmückt. In einem Winkel am Fenster stand ein irdener Ofen, auf dem sich einige Teller und

mehrere Schüsseln von Faiance in einandergestellt befanden; Gabeln und zinnerne Löffel lagen nachlässig auf der Erde, eine Bank für einen Ballsaal lehnte an der Wand. An der entgegengesetzten Seite standen zwei Stühle gegen einander gelehnt, so daß sie sich fast berührten, man hatte beide Kissen einer Causeuse darauf gelegt und auf diese einen Vorhang von gemusterten Mousseline in Stelle eines Betttuchs; ein Kleid und ein alter Shawl dienten als Decke; das Ganze bildete das Bett des kleinen Lycoris.

Das zweite Zimmer war der Salon, das Boudoir und die Schlafstube. In demselben stand ein Bett von Mahaghoni, eine Causeuse ohne Kissen, fünf Stühle mit Sammet überzogen und ein Schreibtisch. Aber jedes Möbel befand sich im übelsten Zustande; jeder Stuhl war voll Oelflecke, der Schreibtisch ließ sich nicht mehr schließen, der Causeuse fehlte ein Fuß und das Bett schien auch als Kleiderschrank zu dienen; denn man sah auf demselben Kleider, Hosen, Strümpfe, Westen, Halstücher und schmutzige Schnupftücher, kurz

eine Menge Gegenstände sowohl für Männer als für Frauen bunt durcheinander.

Eine Statue auf dem Kamin, einen Mann im Kostüm des Figaro vorstellend, nahm die Stelle einer Stutzuhr ein, in einer Ecke hing eine Guitarre und vollendete die Ausmöblirung.

„Na! das Kind schreit und der Vater singt noch immer fort!“ ruft Adhémar das Schlüsselloch mit dem Schlüssel suchend. Man muß gestehen, ich habe eine sehr angenehme Nachbarschaft. — Her Trouillade martert mich ungemein mit seine Läufern, indessen da sie noch nicht zu Bett sind will ich mein Licht bei ihnen anzünden.“

Und der junge Mann klopft an die Thüre seiner Nachbarn.

Aber Herr Frouillade macht so viel Getöse mit seinen Läufern, sein Sohn desgleichen durch sein Schreien und seine Frau durch das laute Lesen ihrer Rolle, daß man lange Zeit bei ihnen klopfen konnte, bevor man gehört wurde. Endlich dringt ein Faustschlag, der die Thür erschüt-

tert, bis zu den Ohren des Kindes, das sich im Weinen unterbricht, um zu rufen:

„Da is Jemand, man schlägt an die Thür."

„Du lügst Lümmel, wer sollte jetzt klopfen; Du willst wohl selbst geklopft sein... ah!... ah! ... ah!... ah!... tra... a... a... a... la... la!... Hä! klingt das nicht gut?"

„Aber mein Freund, ich versichere Dich, Lycoris hat Recht, man klopft an unserer Thür."

„Bah!... Du glaubst Hélénor... wer Teufel kann so spät noch zu uns kommen... höchstens kann es ein Theaterdirector aus der Provinz sein, der erfahren hat, daß ich noch frei bin und hergelaufen kommt, um mich zu engagiren... Ah! Sapperlot! dann mag er sich nur beeilen, denn man lauscht nach mir von allen Seiten. Alle Directionen haben Lust, mich zu bekommen, denn man weiß, daß ich nur in großen Opern auftreten will. Der größte Theil der Theater in der Provinz ist nicht im Stande, sich so hoch zu versteigen, sonst hätte ich schon zehn Engagements für eins."

Während Herr Trouillade sich wie gewöhnlich eine Menge Artigkeiten sagt, ist seine Frau die Thür öffnen gegangen; Adhémar noch immer den Haasen und das verlöschte Licht in Händen stellt sich mit den Worten vor:

„Um Vergebung Madame, aber ich sehe noch Licht bei Ihnen und da der Zug das meinige ausgelöscht hat, erlaube ich mir...

„Sie haben sehr wohlgethan, mein Herr, unterbricht ihn Hélénor, während sie sich zu bemühen scheint, in einen alten Mantel einhüllen zu wollen, aber mit Absicht ihn von den Schultern gleiten läßt, um zwei ziemlich weiße Achseln zu zeigen, die aber durch ihre Magerkeit peinlich anzusehen sind.

„Ei! unser Nachbar... Herr Adhémar! treten Sie doch näher Nachbar, kommen Sie doch einen Augenblick herein.... Willst Du das Maul halten Bengel... oder ich gebe Dir eine Ohrfeige!... Setzen Sie Sich doch, Nachbar.“

„Ich danke sehr, Herr Trouillade, ich habe keine Zeit, ich will auf einen Ball, auf

einen Maskenball, und ich muß mich noch anziehen."

„Ach Sie wollen sich verkleiden, und als was?" fragte Hélénor.

„Ich habe den Anzug eines englischen Seemannes, und den will ich nehmen."

„Es thut mir leid, daß Sie einen Anzug haben, entgegnet Herr Trouillade, ich würde Ihnen meinen Anzug des Figaro angeboten haben, in dem ich diese Rolle mit ungeheurem Erfolg in den ersten Städten Frankreichs gegeben habe. Ach! mein Figaro-Anzug ist gar hübsch, alles von Sammt und Seide, mit Silberstickerei auf allen Näthen...."

„Mama wollte gestern die Jacke des Figaro zertrennen, um sich ein Leibchen daraus zu machen," murmelt der kleine Junge, mit dem Daumen und dem kleinen Finger der linken Hand allmählig in die Nasenlöcher fahrend.

„Willst Du's Maul halten, Lycoris oder Du wirst Ohrfeigen bekommen. Ja lieber Nachbar, mein Figaro-Anzug übertrifft Alles,

was man noch in Paris gesehen hat, grade wie die Art, mit der ich diese Rolle singe, gar nicht mit dem zu vergleichen ist, was Sie hier noch irgend gehört haben...."

„Was das betrifft, so zweifle ich nicht daran," erwiedert Adhémar lächelnd.

„Oh! das Thier! das Thier!..." schreit der kleine Lycoris, als er den Hasen erblickt, den der junge Mann in der Hand trägt.

„Beim Himmel, das ist ein schöner Hase!" läßt sich Herr Trouillade seinerseits vernehmen, „ich hatte ihn nicht bemerkt...."

„Man hat ihn mir zum Geschenk gemacht."

„Man macht uns nie ein solches Geschenk," sagt Hélénor einen Seufzer ausstoßend.

„Hören Sie," fährt Herr Trouillade fort, „was die Zubereitung eines Hasen betrifft, da kann sich wohl Niemand mit mir messen."

„Wie Herr Trouillade, Sie verstehen etwas von der Küche?"

„O! sehr viel, es ist meine Lieblingskunst: darüber dürfen Sie nicht erstaunen, wir Südlän-

der sind etwas Feinschmecker und beschäftigen uns gern mit all' diesen kleinen Einzelheiten, aber den Hasen ... den vor allen versteh ich zuzubereiten."

„Ich wollte Sie um die Erlaubniß bitten, mein Licht anzuzünden."

„Das heißt," fährt Trouillade fort, Abhémar aufhaltend, „wenn Sie einen Hasen auf meine Art frikassirt kosten sollten, Sie würden nicht wissen, was Sie essen, Sie würden glauben, es sei Lachs."

„Ich will Abendbrod haben ... mich hungert ... ich will Hahaase," schreit der kleine Lycoris, an der Pfote des Hasen ziehend.

„Hélénor, thu mir den Gefallen den kleinen Schreier schlafen zu legen," sagt der Sänger, sich nun selbst des Hasen bemächtigend; „er sollte schon längst zu Bett sein."

„Er verlangt Abendbrodt."

„Du weißt wohl, er soll Abends nichts essen, es belegt die Stimme. ..."

„Mich hungert ... hi, hi, hi."

„Du lügst Bengel. ..."

Während dieser Abschweifung hat Adhémar seine Kerze wieder angezündet, er nähert sich Herrn Trouillade, um seinen Hasen wieder zu nehmen, aber der Künstler läuft mit den Worten in das andere Zimmer:

„Nachbar, kommen Sie doch etwas... kommen Sie doch herein, ich will Ihnen etwas zeigen, was sich der Mühe lohnt.“

Adhémar entschließt sich in die Schlafstube zu folgen, das Licht in der Hand behaltend, während die romantische Hélénor ihn zärtlich anblickt und ihm zuflüstert:

„Was sind Sie glücklich, auf den Ball zu gehen! ich möchte wohl auch hin.“

„Da, Herr Marilly, betrachten Sie einmal das hier, ruft Herr Trouillade und schiebt Adhémar vor dem Kamin, eine Statue ihm mit dem Finger bezeichnend.

Adhémar besieht sich die kleine Gipsfigur und nichts Bemerkenswerthes daran findend sagt er:

„Es ist ein Figaro.“

„Ja gewiß, aber dieser Figaro . . . wem sieht er ähnlich?"

„Meiner Treu, ich weiß es nicht. . . . Aber da ist schon eine Stunde um und ich sollte bereits angezogen sein."

„Wie Herr Marilly, Sie finden nicht die schlagendste Aehnlichkeit mit mir?"

„Ah! Sie wollte man modelliren? da ich Sie nie als Figaro gesehen habe, fiel es mir nicht ein. . . ."

„Soll ich ein Mützchen aufsetzen . . . das macht ähnlich . . . sehr ähnlich! So ist die Haltung."

Und Herr Trouillade, der den Hasen nicht mehr in der Hand hält, seitdem er in dieses Zimmer getreten ist, nimmt den Oberleib mehr zurück, stellt ein Bein vor, setzt die eine Hand auf seine Hüfte, und fängt an mit einer Stentorstimme zu singen:

„Ah! bravo, Figaro!"

Adhémar fürchtet die ganze Arie anhören zu müssen, er läuft gegen die Thür und ruft:

„Reizend!... Die Aehnlichkeit ist vollendet... Aber ich will mich ankleiden."

„Ja ja, ziehen Sie sich an; es ist wirklich schon spät" bestätigt Trouillade, der jetzt sehr zu wünschen scheint, seinen Nachbar sich entfernen zu sehen.

„Was, und Ihr Sohn schreit noch?" sagt der junge Mann, als er wieder in die Stube kommt. „Der Junge ist doch sehr böse! Ich höre ihn fast den ganzen Tag schreien."

„Nein er ist gar nicht so böse", antwortet Trouillade „sondern ich bin froh, daß ich ihm die Stimme ausbilden kann. Glauben Sie wohl, mein Herr, daß jetzt der kleine Strick schon, wenn er wie ein Ochse brüllt, das E aus der Brust herausbringt... das will schon etwas sagen, mit sechs Jahren... das ist schon sehr viel ... Aber wir halten Sie auf... gehen Sie nur und ziehen Sie sich an."

Herr Trouillade hat schon die Stuben-Thür geöffnet, und scheint das Bedürfniß zu füh-

len, Adhémar hinauszudrängen, als der kleine Lycoris ruft:

„Und der Hahaase... der Hahaase!"

Das Gesicht des Sängers verzieht sich, seine Augen schießen auf den kleinen Knaben Blitze, während Adhémar mit den Worten stehen bleibt:

„Ach ja! es ist wahr, ich habe meinen Hasen vergessen!..."

Trouillade thut so als höre er nicht darauf und fängt von Neuem an zu singen:

„Ah! bravo! Figaro!"

Aber Adhémar begnügt sich nicht mit Läußern, und wendet sich gradezu an den Künstler indem er sagt:

„Wollen Sie wohl die Güte haben, mir meinen Hasen wieder zu geben?"

„Ihren Hasen?" antwortete Trouillade mit erstaunter Miene und als ob man die sonderbarste Forderung an ihn gerichtet hätte. „Ihren Hasen?"

„Ei ohne Zweifel. Was liegt denn so Ueberraschendes in meinen Worten? Erinnern Sie sich nicht mehr, daß ich einen Hasen trug, als ich zu Ihnen hereintrat?"

„Doch, doch! ... oh! ganz gut! ..."

„Sie haben ihn mir aus den Händen genommen ... geben Sie mir ihn wieder zurück."

„Sie glauben ..."

„Wie, ich glaube! Sie sehen doch, daß ich ihn nicht mehr habe. Ein Hase läßt sich nicht so in die Tasche stecken wie ein Rebhuhn."

„Sie haben Recht ... aber es scheint mir ganz, als hätten Sie ihn wiederbekommen."

„Sie sehen wohl, daß dies nicht der Fall ist; Sie haben ihn in das andere Zimmer getragen."

„Es ist sonderbar ... ich erinnere mich dessen gar nicht."

Als Herr Trouillade sieht, daß Aéhémar nach dem andern Zimmer geht, beschließt er ihm zu folgen. Man blickt sich nach allen Sei-

ten um, aber es ist keine Spur von einem Hasen zu finden.

„Sie sehen wohl, hier ist nichts," sagt Trouillade.

„Ich weiß aber, daß er hier sein muß," antwortet Adhémar, der anfängt, über die Schwierigkeiten ungeduldig zu werden, die er findet, sein Wildpret wieder zu erhalten. „Kurzum, ich bin mit einem Hasen zu Ihnen gekommen ... ich hoffe, er wird nicht verschwunden sein."

Der Sänger faßt den jungen Mann am Arm, und eine unschuldige Miene annehmend, sagt er:

„Aber ich denke mein Nachbar ... war Ihr Hase auch ganz todt? ... könnte er nicht etwa davon gelaufen sein? Diese Hallunken sind so schlau!"

Adhémar kann das Lachen nicht unterdrücken, da Herr Trouillade diese Worte mit so gewichtiger Miene sagt; aber nachdem er seiner Lustigkeit freien Lauf gelassen hat, entgegnet er:

„Mein Nachbar, ich finde diesen Scherz allerliebst, er ist eines Kindes aus der Gascogne ganz würdig, da ich aber sicher bin, daß mein Hase nicht entflohen ist, sondern sich hier befindet, so will ich Ihnen beweisen, daß ich ihn zu finden weiß."

Mit diesen Worten nähert sich Adhémar dem Bett und Kleider, Westen, Hosen und alles, was auf der Decke lag, bei Seite schiebend, findet er seinen Hasen endlich, den man unter alle diese Gegenstände verborgen hatte.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich ihn finden werde!" rief Adhémar, seinen Hasen dem Sänger zeigend. „Oh! oh! sie sind ein Spaßvogel, Nachbar...."

Trouillade bricht nun in ein Gelächter aus, das mehr erzwungen als natürlich ist, und ruft:

„Meiner Treu, es ist wahr... halt, ich brenne vor Begierde, Ihr Wildpret zuzurichten, weil ich sicher bin, Sie werden mich loben. Wollen Sie mir die Zubereitung überlassen?"

„Ich danke, wenn ich Hasen esse liegt mir nichts daran, zu glauben, ich äße Lachs.“

„Oh! ich habe Lachs gesagt? ich hätte eben so gut irgend etwas anderes sagen können....“

Adhémar gelingt es endlich, mit seinem Hasen sich von Trouillade zu entfernen, bevor er aber noch in seine Wohnung tritt, hört er von Neuem Lycoris Geschrei und die Stimme seines Vaters, welcher ruft:

„Dies soll Dich lehren, kleiner Esel, Deinen Schnabel in ein Gespräch zu stecken.“

Wenn man aus der Wohnung des Opernsängers zu Adhémar Marilly eintrat, glaubte man aus einer jener schmuzigen, kothigen Gassen zu kommen, wo man nicht weiß, wohin man den Fuß setzen soll, um auf einen geräumigen reinlichen freien Weg zu gelangen. Die Zimmer des jungen Mannes waren indessen nicht größer als die des Herrn Trouillade, aber sie waren gewichst, polirt, von jedem Staube gereinigt und die Möbel waren eben so schön, als von gutem Geschmack; diese Reste seiner früheren Wohlhabenheit

trugen nicht wenig dazu bei, noch an das Vermögen ihres Eigenthümers glauben zu lassen.

Adhémar beeilt sich, sein Kostüm als Seemann zu betrachten; nachdem er sich überzeugt hat, daß nichts daran fehlt, und daß es noch sehr neu aussieht, öffnet er eine Komode und nimmt ein Paar Handschuhe heraus, die er schon einmal gebraucht hatte! er besieht dieselben, nimmt ein Stück Kautschuk und beginnt, sie damit zu reinigen wobei er sagt:

„Sie müssen noch einmal gehen... ich habe sie in acht genommen... reiben wir... reiben wir!... Soweit gekommen zu sein, meine Handschuhe abreiben zu müssen... ich... der früher drei Paar täglich verbrauchte!... Richtig grade deßhalb bin ich soweit gekommen! Ich weiß wohl ich konnte mich um irgend eine Stelle bewerben, ... aber zu sagen, ich habe eine Stelle nöthig, während man mich für reich hält... das ist sehr störend.... Wenn es noch eine gute Stelle wäre... als Präfekt oder Unterpräfekt! Die nimmt man, selbst wenn man vermögend ist;

wahrscheinlich giebt man sie eben deßhalb Denjenigen, die sie nicht bedürfen; aber mit neun und zwanzig Jahren hingehen... vielleicht als Supernummeraír sich hinzusetzen!... meiner Treu, nein.... Wenn ich erst alles werde verzehrt haben; dann ist noch immer Zeit genug, einen verzweifelten Entschluß zu fassen.... Oh! die Frauen!... die Frauen!... es ist allerliebst... denn es richtet zu Grunde... und selbst, wenn man auch keine aushält, verursachen sie doch eine Menge kleiner Ausgaben... Mittagessen, Schauspiel, Wagen, Bälle.... Im Ganzen ist es noch die angenehmste Weise, sein Geld auszugeben.... Da sind ja meine Handschuhe wirklich ganz rein. Da ich mit der Familie Soublimé gehen soll, muß auch der Papa Soublimé den Wagen bezahlen; ich habe gar keinen Grund, ihr eine Artigkeit zu beweisen, es ist schon Gefälligkeit genug von mir, daß ich ihnen sage, sie würden Monsignard vergebens erwarten. Dies wäre also einmal ein Ball, der mich nichts kosten wird, weder Handschuhe noch Wagen; spielen will ich auch

nicht, ich werde tanzen, das ist nicht so gefährlich. Ah, wenn ich immer so vernünftig gewesen wäre!"

Adhémar fängt an sich anzuziehen. In kurzer Zeit ist er in einen Seemann verwandelt. Er betrachtet sich in einem Spiegel und da er an seiner Kleidung nichts mehr auszusetzen findet, will er gehen, als ihm plötzlich ein Knopf von seinen Hosen abreißt.

„Das ist abscheulich!" ruft der junge Mann. „Indessen, es ist gut, daß er jetzt abgerissen ist. Was läßt sich machen... so kann ich nicht ausgehen.... Wenn ich Madame Trouillade bäte! Oh! nein, gewiß nicht... ihr Mann ist zu langweilig... er würde wieder meinen Hasen zurichten wollen... welch anmaßender überlästiger Kerl! Meine Nachbarin unten könnte mir wohl diesen Dienst leisten... Aber ich würde ihr vielleicht ungelegen kommen... sie hat vielleicht noch ihren prächtigen Liebhaber bei sich, oder einen Andern... denn ich habe schon Mehrere zu ihr hinaufgehen sehen, die man gewiß weit lieber empfängt, weil man sie heimlich ein=

läßt. Ei was, ich will mir den Knopf selbst annähen... ich verstehe das... Es handelt sich einzig darum, eine Nadel und einen Faden zu finden."

Adhémar sucht in der Schublade der Kommode. Er findet einen Knäuel Zwirn, aber eine Nadel fehlt ihm; er hat schon mehrere Schubladen durchsucht, ohne das Nadelbüchschen zu finden, als seine Blicke beim Durchsuchen seines Schreibtisches auf eine kleine rothe Maroquin-Brieftasche fallen.

Er stutzt, seine Augen betrachten die Brieftasche; er zögert, seine Hand streckt sich langsam darnach aus, man könnte sagen, er fürchte sie zu berühren. Endlich ergreift er sie lebhaft, gleichsam, als könne er dem Drange nicht mehr widerstehen, den er empfindet; er öffnet sie und aus einer der Taschen ein kleines Medaillon herausholend, beginnt er ein Frauenbild zu betrachten.

Im Anschauen des Bildes versunken, scheint der junge Mann nicht müde werden zu können

auf diese Malerei zu sehen, welche die Züge einer jungen und schönen Frau wiederspiegelt.

Aber ein tiefer Seufzer entwindet sich seiner Brust, eine Trauerwolke bedeckt sein Gesicht, seine Augen werden feucht und er läßt sich auf einen Stuhl nieder, die Worte murmelnd:

„Mein Gott!... Und soll ich denn nur noch ihr Bild küssen?...“

Dies sagend bedeckt er das Bild, das er an seine Lippen geführt hat, mit Küssen. Aber plötzlich und als ob er einen festen Entschluß gefaßt hätte, läuft er wieder zur Brieftasche, steckt das Bild hinein, macht sie wieder zu, legt sie an ihren Platz im Schreibtisch und sagt:

„Es ist vorbei, ich werde sie nicht mehr wiedersehen; denn eigentlich dient es doch zu nichts, ich kann die Vergangenheit nicht wieder zurückrufen.... Ich will nur suchen, meinen Knopf anzunähen.... Ah! da ist endlich die verdammte Nadelbüchse... eine einzige Nadel und eine zu feine... sollte ich damit nicht nähen können... ich muß doch versuchen.“

Adhémar nimmt die Nadel, dann einen Faden, aber er bemüht sich vergebens, ihn durch das Nadelöhr zu bringen; er wird unruhig, flucht, endlich kann er sich nicht mehr halten, er schreit:

„Es ist ganz erschrecklich, so feine Nadeln und so groben Zwirn zu machen... es ist, um verdammt zu werden!... Nun muß ich doch zu Fräulein Azéma meine Zuflucht nehmen...."

Und ohne sich die Zeit zu nehmen, mit dem Licht zu gehen, läuft der junge Mann eilig die Treppe hinunter, die Nadel und den Faden in der Hand. In dem Augenblick, wo er der Thür der jungen Schauspielerin nahe kommt, glaubt er die Tritte eines Menschen zu hören, der vorsichtig die folgende Treppe hinunter schleicht. Die Bronze-Lampe des untersten Stockwerks leuchtet nicht bis hinauf in den vierten, aber ohne sich um die Leute zu bekümmern, die sich auf der Treppe befinden, klingelt Adhémar bei Azéma.

Die junge Schauspielerin zögert nicht in einem hübschen Nachtanzuge zu erscheinen und Adhémar tritt rasch bei ihr ein, indem er ruft:

„Ach meine Nachbarin, ich bitte Sie, haben Sie Mitleid mit mir.... Ich bin nicht im Stande meine Nadel einzufädeln.... Ach, ich bin sehr unglücklich!...“

Azéma lacht wie närrisch, als sie den jungen Mann so reden hört; aber vor allem schließt sie die Flurthür und dann erwiedert sie:

„Ach so! Nachbar, Sie verlangen da eine sonderbare Arbeit von mir....“

„Mein Gott! liebes Fräulein, ich bitte um Verzeihung...da, ich kann meine Nadel nicht einfädeln! seit einer Viertelstunde versuche ich es schon vergebens... indessen ich muß mir doch den Knopf für meinen Hosenträger wieder annähen, der mir losgerissen ist... deßhalb erlaubte ich mir, mich an Sie zu wenden.“

„Ah das ist etwas anderes,“ versetzte Azéma noch immer lachend, „mein junger Mann! Nun wo ist denn Ihr Knopf?“

„Wie, Sie wollten die Güte haben, mir ihn anzunähen?“

„Na! diese Einfalt! er hat mir zwei Rebhühner gegeben und ich sollte ihm nicht einmal einen Knopf annähen.... Geschwind drehen Sie sich um... übrigens bitte ich Sie zu glauben, mein Herr, ich würde es ebenfalls thun, wenn Sie mir auch nichts gegeben hätten... ich bin sehr gefällig... halten Sie still oder Sie stechen Sich."

„Liebe Nachbarin, Sie leisten mir einen großen Dienst.... Ich fürchtete Sie zu stören, als ich so spät noch klingeln kam."

„Bah! weßhalb denn?... Sie glauben mich also stets beschäftiget?... glücklicherweise ist man auch manchmal frei... ich habe meinen stolzen Andalusier fortgeschickt... ich weiß nicht, was er diesen Abend hatte, aber er wollte sich nicht entschließen zu gehen, er wird eifersüchtig, wie ein alter Rodrignez, dieser Mensch langweilt mich sehr...."

„Warum nehmen Sie ihn an?..."

„Ach! lieber Nachbar, für einen geistreichen Mann legen Sie mir da eine Frage vor, die

sehr unbefangen ist. Würden Sie mir etwa Kaschemir und Sammetshawls geben? Hat eine Frau und besonders eine Frau vom Theater nicht stets einen Beschützer nöthig?..."

„Es ist richtig, Nachbarin, aber Ihnen würde doch nie einer fehlen...."

„Oh! lassen wir das... ja, Cavaliere, die einen zum Essen führen, wo das Gedeck nur vierzig Sous kostet; aber solche, die das Geld im Umlauf zu erhalten wissen, laufen nicht auf allen Gassen herum. Wenn mich jedoch ein Mann langweilt, so können mich dessenungeachtet alle Rücksichten auf Vortheil nicht abhalten ihn laufen zu lassen...."

„Ich glaube, Nachbarin, ich hörte Jemanden die Treppe hinunterschleichen, als ich klingelte."

„Ich wette, es ist Barbajos!"

„Barbajos? welch ein Name! Ist dieser Herr denn ein Spanier?"

„Ja, er giebt sich für einen Andalusier aus, von reiner Race! aber ich vermuthe, daß er aus Nanterre oder Pecq ist; er wird sich auf die

Treppe auf die Lauer gestellt haben ... er ist eifersüchtig auf Sie; die beiden Rebhühner, die Sie mir gegeben haben, gehen ihm nicht aus dem Kopf.... Wenn ich wüßte, daß er es wäre —"

„Was würden Sie thun?..."

„Ich weiß es nicht, aber ich wollte ihm eine gute Lehre geben. So, nun ist's gut."

„Meinen Dank, Fräulein Azéma."

Und Adhémar, den Weg nach der Vorthüre nehmend schickt sich an, sich zu entfernen; die junge Schauspielerin nimmt eine Kerze, stellt sich vor ihn hin und fängt an zu lachen, indem sie in die Worte ausbricht:

„Es scheint, Sie haben meiner nicht mehr nöthig, Sie bedürfen meiner Dienste nicht weiter!"

„Nein, liebe Nachbarin!"

„Nun so gehen Sie zum Tanz, junger Seemann."

Und noch immer lachend öffnet Fräulein Azéma ihre Thür; Adhémar will wieder in seine Wohnung hinaufgehen, als die junge Schau-

spielerin ihn beim Arm nimmt und leise zuflüstert:

„Warten Sie... man geht... man hat unten eine Thür zugemacht... ich wette, es ist Bardajos... kommen Sie, begleiten Sie mich etwas hinunter.“

„Was wollen Sie beginnen?“

„Kommen Sie nur, ich weiß schon....“

Fräulein Azéma geht mit Adhémar hinunter, wobei sie recht laut sagt:

„Viel Vergnügen auf dem Ball, lieber Nachbar... Aber weßhalb tragen Sie denn ein Paar Pistolen?“

Adhémar begreift sogleich die Absicht seiner Nachbarin und erwiedert:

„Ich werde wahrscheinlich sehr spät zurück kommen und man ist nicht immer sicher Wagen anzutreffen, und meiner Treu! es ist gut, Vorsicht anzuwenden, es giebt so viele Diebe in Paris!“

„Sehr wahr, lieber Nachbar; es giebt in diesem Jahre so viele Straßenräuber... man liest nur Mordthaten in der Gazette des Tribunaux. Wenn ich allein schlafe, trage ich auch

jedesmal Sorge, meine Thüren fest zuzuschließen und zu verriegeln."

Während Azéma so sprach, stieg sie die Treppe hinunter, mit dem Licht in der Hand sich umsehend, ohne Jemanden zu erblicken. Aber plötzlich bleibt sie vor einer Thür stehen, die in der Mitte des unter ihr befindlichen Stockwerks angebracht ist, und giebt Adhémar mit dem Kopfe ein Zeichen, leise flüsternd:

„Dort ist er!"

„Wie... da?..."

„Ja ja... er hat meinen Schlüssel genommen... St!..."

Ihre Stimme wieder erhebend ruft Azéma:

„Sind ihre Pistolen geladen, lieber Nachbar?"

„Ei gewiß was würde es mir sonst helfen, sie mitzunehmen."

„Sie haben Recht... wie bin ich dumm! Sie sind recht hübsch."

Und Azéma klopft mit ihrem Stubenschlüssel auf einen kleinen Dolch, den Adhémar als Seemann trug, um den Ton zweier Waffen

nachzuahmen, die gegen einander stoßen. Dann sich an die Thür des heimlichen Orts lehnend, ruft sie mit einem Ton des Schreckens:

„Oh! lieber Nachbar... Ach, mein Gott! haben Sie es gehört?“

„Was denn, mein Fräulein?“

„Das Geräusch hier. Es steckt gewiß Jemand darinnen.“

„Glauben Sie.... Aber dies Kabinet gehört zu Ihrer Wohnung, Sie allein haben den Schlüssel davon.“

„Richtig und so eben suchte ich ihn vergebens; man muß ihn mir genommen haben, um mich zu bestehlen!“

„Wie, mein Fräulein!...“ antwortet Adhèmar lachend.

„Nein, nein, aber man wird ihn genommen haben, um sich an einem Orte verstecken zu können, wo man einmal im Hause, die Nacht abwarten kann, um mich zu bestehlen, vielleicht zu ermorden. Oh! ich werde mich nicht eher zu Bett legen, als bis ich weiß, wer darinnen ist.“

Azéma klopft an die Thür und ruft:

„Wenn es Jemand aus dem Hause ist, der antworte und komme heraus, damit man ihn endlich sieht."

Man antwortet nicht.

„Sie sehen wohl, es steckt ein Dieb darinnen," sagt Azéma, „sonst würde man Antwort erhalten."

„Soll ich die Thür sprengen?" frägt Adhémar.

„Nein, warten Sie... mir fällt ein besseres Mittel ein! halten Sie eine Pistole an's Schlüsselloch und drücken Sie ab.... Wenn Sie den Dieb erschössen, das wäre sehr gut...."

„Sie haben da eine köstliche Idee, Nachbarin, und ich will sie ausführen."

Azéma schlägt heftig mit dem Schlüssel an das Schlüsselloch, als sich eine unterdrückte Stimme hören läßt, welche ruft:

„Halt ein! halt ein! schießt nicht!"

In demselben Augenblick öffnet sich die Thür

und man sieht den schönen Bardajos bleich und zitternd erscheinen.

Sobald Azêma ihren Geliebten aus seinem sonderbaren Versteck herauskommen sieht, empfindet sie einen so heftigen Trieb zum Lachen, daß sie nicht mehr stehen kann, und genöthigt ist, sich auf eine Stufe der Treppe zu setzen: Adhémar kann sich nicht besser beherrschen und lacht wie sie, während Herr Bardajos Beide abwechselnd betrachtet und auch nicht einen Schatten einer Pistole bemerkt, so daß er zu errathen anfängt, daß man sich einen Scherz mit ihm erlaubt hat.

„Oh! mein Herr“ ruft die junge Schauspielerin, „Sie also steckten dort... ha! ha! ha!“

„Mein Fräulein, ich versichere Ihnen, meine Absicht...“

Adhémar hat der jungen Schauspielerin Gute Nacht gesagt und geht wieder hinauf zu sich. Nachdem er alles eingesteckt hat, was er bedarf, geht er endlich, um die Familie Sublimé abzuholen, welche neben an wohnt.

Als er die Treppe hinunter geht, findet er weder Azéma noch Bardajos; er setzt voraus, daß der Andalusier beschäftigt ist, mit seiner Geliebten Frieden zu schließen.

Viertes Capitel.

Die Familie Sublimé. Neue Art in einen Wagen zu steigen.

Machen wir jetzt Bekanntschaft mit den Personen, welche nebenan von Adhémar wohnen.

Herr Dardanus Sublimé ist ein Mann von fünf und fünfzig Jahren, klein, mager, schmächtig, häßlich und lächerlich; lächerlich, weil er nicht das Geringste besitzt, was an ihm gefallen könnte, und er dennoch stets gefallsüchtig war wie eine Frau, ja seine Anmaßungen hierin mit seinem Alter zunahmen. Er hat kleine fahle Augen, eine spitze Nase, einen breiten Mund der beständig lacht, aber ohne sich zu öffnen, um

nicht die Abwesenheit fast aller Zähne sehen zu lassen. Er trägt eine blonde, ungemein gut gemachte Perücke, die so schön in Ordnung gehalten ist, daß man sie unmöglich für eine Perücke ansieht; er gebraucht rothe Rüben als Schminke und bringt täglich zwei Stunden zu, um seine Nägel zu putzen.

Herr Sublimé hat in seinem Leben mehrmals das Glück gehabt, daß ihm seine Unternehmungen gut ausschlugen. Es giebt Leute, welche vom Glück verfolgt werden, ohne daß man begreifen kann, was es an ihnen zu belohnen hat; aber das Glück zeigt nicht oft große Ueberlegung bei der Wahl seiner Günstinge. Nachdem Herr Sublimé dreißigtausend Franks Renten in den Geschäften zusammengescharrt hatte, war er nur noch darauf bedacht, sein Leben sanft dahin gleiten zu lassen, und für seine theure Person alle nur mögliche Sorgfalt anzuwenden, jeder kleinen Laune nachgebend, die ihm in den Kopf kam. Denn außer der kleinen Sorgfalt, die er auf sein Aeußeres verwendet, ist er noch ein Mensch, der

manchmal seinen Einfällen bis zur Uebertreibung folgt.

So hatte dieser Herr sich seit einiger Zeit der schönen Leidenschaft für die Vögel überlassen, und es gab nicht ein Zimmer in seiner ganzen Wohnung, wo man nicht Käfige fand, die mit ihren Bewohnern geziert waren. Herr Sublimé stellte deren auf jedes Möbel. Wohin man sich nur wendete, erblickte man Kanarienvögel, Stieg=litze, Meisen, Goldammern, Papageien. Selten kam er nach Hause, ohne einen neuen Vogel mitzubringen. Madame Sublimé befand sich in Verzweiflung; ihre Wohnung war zu einem Vogelhause geworden, und hatte dessen Geruch und Reinlichkeit; glücklicherweise für sie, hatte ei=nes Tages ein vollständig gezähmtes Papagei=Weibchen, das unfähig war die geringste Bosheit zu begehen, die Laune, von der Nase des Herrn Sublimé etwas zu kosten; mit seinem hübschen kleinen Schnabel pickte es hinein und nahm ein Stück davon mit, das sich unmöglich wieder er=setzen ließ. Von diesem Augenblick an ließ Dar=

danus Sublimé alle Vögel zur Thür hinaus werfen, und behielt für das geflügelte Volk nun eine eben so große Abneigung als er ihm früher Zuneigung bewiesen hatte.

Der Geschmack an den Vögeln wurde nun durch den an Gipsfiguren ersetzt. Herr Sublimé wurde ein Bewunderer von Büsten und Statuen; er mußte jede Venus und jeden Apollo besitzen; seine Wohnung wurde ein Magazin von Gipsfiguren, die auf allen Möbeln umherstanden. Manchmal fand man, wenn man einen Schrank öffnete, an der Stelle eines Gefäßes mit Eingemachtem eine badende Gruppe, oder legte die Hand auf die drei Grazien, wenn man nach einem Beutel von gebackenen Pflaumen langen wollte, ja man nahm wohl auch die Büste des Lord Byron oder der Taglioni anstatt eines Hutes Zucker.

Der Gyps roch nicht so unangenehm wie Vögel, aber er beschmutzte die Möbel und gab den Zimmern den Anblick einer Werkstätte, wodurch jede Zierlichkeit derselben verloren ging. Als Madame Sublimê sich bei ihrem Gatten be-

klagte, ihr Haus durch Statuen eingenommen zu sehen, blickte Herr Sublimé ringsum auf seine Gypsfiguren und rief:

„Wie Madame, Sie finden das nicht hübsch ... bewunderungswürdig! verachten Sie diese Venus ... sehen Sie Sich diesen Laocoon an ... ha? ... ist er nicht entzückend? ... Und dieser Herkules, welcher die Hyder besiegt und dieser dicke mit Reben und Weinlaub gekrönte Silen! Es scheint, als könne dies alles eine Wohnung nur verschönern.“

Ein Zufall bewirkte, was alle Vorstellungen der Madame Sublimé nicht ausrichten konnten. Eines Abends als Dardanus vor einem Spiegelschrank sehr beschäftigt stand, sich die Wangen mit einem Mittel reibend, das die Krähenfüße um die Augen verhindern sollte, fielen mehrere Gypsfiguren, die man auf den Schrank in den Hintergrund gestellt hatte, Herrn Sublimé auf den Kopf. Eine Venus schlug ihm eine große Beule auf die Stirn, ein Merkur verletzte

ihm das Ohr und eine Hebe traf ihn auf das eine Auge, so daß es geschwoll.

Der kleine Mann stieß einen lauten Schrei aus, fiel fast in Ohnmacht und wieder zu sich kommend, befahl er seiner Köchin, alle Gypsfiguren zum Fenster hinaus zu werfen.

Die Dienerin ließ sich nicht lange bitten, ihre Herrin half ihr bei diesem Geschäft und den andern Tag glichen die Zimmer nicht mehr der Werkstatt eines Formers.

Nach diesen beiden Zufällen hätte man glauben sollen, Herr Sublimé würde sich nicht mehr so seinen Leidenschaften überlassen, oder wenigstens mehr Vorsicht in seinem Geschmack zeigen. Einige Zeit hindurch begnügte sich der kleine Herr wirklich, sich blos mit seiner Person zu beschäftigen, aber da er sich durchaus einer Leidenschaft überlassen mußte, so faßte er bald wieder eine große Vorliebe und zwar zu den Stutzuhren und Spieldosen. Bald standen auf dem Kamine drei Penduhren, er stellte deren in alle Zimmer seiner Wohnung und begnügte sich nicht damit, deren

blos auf dem Kaminrande stehen zu haben. Seine Wohnung, die ein Vogelhaus und eine Formerwerkstatt gewesen war, wurde nun ein Uhrenladen der außerdem noch Spieldosen enthielt, von denen einige zehn Minuten lang ohne Unterbrechung spielten.

Diese letzte Manie bot in Wahrheit einen nicht so unangenehmen Anblick dar, und Madame **Sublimé** hatte den Entschluß gefaßt, sich daran zu gewöhnen, mitten unter Stutzuhren zu leben. Die größte Unannehmlichkeit für sie bestand darin, niemals genau zu wissen, wie viel Uhr es war; in der That, die Uhren schlagen sehr selten zusammen. Wenn eine von ihnen zwölf Uhr geschlagen hatte, hörte man eine andere noch schlagen, dann wieder eine in einem andern Gemach, dann noch eine und so weiter, daß man oft fast eine Viertelstunde lang zwölf Uhr schlagen hören mußte.

Die Ehehälfte von **Dardanus Sublimé** hatte ihrerseits auch gewisse Sonderbarkeiten; es war eine große, ziemlich wohlgewachsene Frau mit

starken, männlichen Zügen und einer großen Adlernase; ihre hervorstechenden Augen rollte sie beständig und mit viel Majestät. Diese Dame machte Ansprüche auf wissenschaftliche Kenntnisse und Gelehrsamkeit; sie hatte Griechisch und Lateinisch zu lernen versucht, und wollte stets ihre Kenntnisse im Gespräch glänzen lassen. Sie spottete über die Grillen ihres Mannes, den sie übrigens wie tief unter sich stehend betrachtete, und war ohne Unterlaß mit Lekture und einem Werk beschäftigt, das sie seit funfzehn Jahren die Absicht hatte zu schreiben; für die Einzelheiten ihrer Haushaltung Sorge zu tragen, würde sie tief unter ihrer Würde gehalten haben.

In dieser so übel zusammenpassenden Verbindung waren zwei Kinder erzeugt worden, ein Mädchen, Fräulein Idalie, die bereits siebzehn Jahr zählte, fast eben so groß war, wie ihre Mutter, zwar ziemlich hübsche Gesichtszüge, aber eine kühne spöttische Miene besaß und nichts, worin das Reizende und Schöne eines jungen Mädchens liegt, man hätte sie eher für eine Wittwe

halten können. Dann der achtjährige Herr Eudoxe. Herr Bourdichon hatte Adhémar von diesem kleinen Wunder erzählt. Man konnte diesen kleinen Knaben nicht wegen seiner Schönheit ein Wunder nennen, denn er war noch weit häßlicher als sein Vater. Aber Eudoxe sprach über alles, er mischte sich in jede Unterhaltung; in einem Salon verursachte er mehr Geräusch als zehn Personen; auf der Promenade war er so lebhaft, daß er den andern unaufhörlich zwischen die Beine gerieth; bei Tafel trank er sich ein Räuschchen wie ein Alter, im Theater sprach er so laut, daß man ihn hinausbringen mußte, und aus allem diesen hatte Madame Sublimé geschlossen, daß ihr Sohn nothwendiger Weise ein Wunder sein müsse.

Sehen wir jetzt die Familie Sublimé im Augenblick, wo sie sich zum kostümirten Ball der Madame Bourdichon vorbereitet.

Madame Sublimé hatte den Anzug der Sapho gewählt; sie glaubte schon große Aehnlichkeit mit dieser berühmten Lesbierin zu besitzen,

nicht grade körperliche, da Sapho klein und von schwarzer Hautfarbe war, aber doch in sofern, als sie auch für eine zehnte Muse gelten konnte.

Nachdem Herr Dardanus Sublimé lange Zeit überlegt hatte, welches Kostüm ihm am besten kleiden würde, hatte er sich entschlossen, als Stutzer zu den Zeiten Ludwigs XIII. zu erscheinen. Ida verkleidete sich als Camorgo und das kleine Wunder hatte es durchgesetzt, als Polichinelle zu gehen, obgleich ihm seine Mutter mehr als einmal vorgestellt hatte, daß ein so gewöhnliches Kostüm seiner nicht würdig sei.

Der Friseur, den man seit acht Uhr erwartete, kam erst um neun; die Damen machten ihrem Unwillen etwas Luft, indem sie halb angekleidet aus einem Zimmer in das andere promenirten. Herr Sublimé konnte sie damit nicht trösten, daß er sagte:

„Es ist ja erst halb acht.“

„Ja“ entgegnete Ida, spöttelnd „es ist drei viertel Stunden, daß die Uhren im Salon und Eßzimmer halb geschlagen haben.“

„Die in meinem Zimmer gehen besser," erwiederte Herr Sublimé, seinem Kopf eine ungeheure Perücke aufsetzend, deren Locken bis auf seine Stirn und Schläfe herabfielen, was ihm das Ansehn einer alten Trauerweide gab.

„Was ist das doch angenehm, sechs und dreißig Uhren zu haben!" murmelte Madame Sublimé; „man kann niemals erfahren, wie spät es ist."

„Geduld, meine theure Freundin, sie werden schon alle denselben Tritt annehmen wie ein Regiment Grenadiere."

„Oh! ich bin mit meinen Haaren gleich fertig!" rief Eudoxe, im Salon das Radschlagen versuchend, wie es die Polichinelle thun. „Ich habe eine Baumwollenperücke, tra, la, la, la...."

„Eudoxe! laß das, theurer Freund!" rief die Mutter, „Du könntest Dich zergleiten!...."

„Bah! bah! ich will es diesen Abend grade so machen wie Polichinell... Ihr sollt sehen wie gut es gehen wird!"

„Meine gelben Stiefel, meine Stulpenstiefel! wo sind sie denn?“ rief Herr Sublimé, wie närrisch in den Zimmern umherlaufend.

„Ei! mein Gott! mein Herr, ich habe sie nicht angezogen! ich setze voraus, daß Sie nicht glauben, Sapho wird Stulpenstiefel tragen!“

„Ich sage das nicht, aber wo sind die Stiefel zu meinen Kostüm?“

„Ich habe sie von der Köchin wegtragen sehen,“ sagt Eudoxe.

„Ach! mein Gott! sie wird sie doch nicht wichsen wollen... das wäre ein schöner Spaß!... Meine gelben Stiefeln, Marie! Du wichst doch nicht meine Stiefeln aus dem Mittelalter....“

Und Herr Sublimé läuft in die Küche.

Und Idalie läuft überall nach Stecknadeln umher.

Und Madame Sublimé sucht in allen Schubladen und wühlt alles durch, um schwarzen Taffent zu Schminkpflästerchen zu finden.

Und das kleine Wunder wirft ebenfalls alles bunt durch einander, während dessen er schreit:

„Mein Mundblech... wo hat man mir das Mundblech hin versteckt? ich muß mich ja üben wie die Polichinell's zu schreien."

Endlich kommt der Friseur. Die Damen schelten ihn aus, aber sehr vorsichtig, so als ob sie sich fürchteten, ihn zu erzürnen. Ein Friseur ist ein so schätzbarer Mann! Wenn man sieht, wie viele Mühe es verursacht, diese Herren grade zu derselben Stunde bei sich zu haben, wo man sie wünscht, kann man sich wohl fragen, warum so viel Leute, die keine Stelle, keine Arbeit bekommen können, nicht ohne sich irgend zu bedenken, sogleich Friseur werden.

Der Haarkünstler beginnt mit Madame Sublimé und sie vertraut ihm ihren Kopf mit den Worten:

„Ich bin als Sapho verkleidet... Sie sehen... eine Frau von Lesbos; dazu gehört ein der Person analoger Kopfputz.... Sie sehen das ein...."

„Beruhigen Sie sich."

Und der Künstler frisirt sie mit unzerstörbarer Gemüthsruhe chinesisch.

„Wer bindet mir hinten meine Halskrause?“ frägt Dardanus, während er zu seiner Gattin kommt und seinen Hals hinhält.

„Ach, mein Herr! lassen Sie mich doch in Ruh.... Sie sehen doch, daß man mich als Sapho koiffirt. Lassen Sie sich das doch von Ihrer Tochter machen.“

„Idalie willst Du mir meine Halskrause binden?“

„Papa, ich habe mir noch etwas anzunähen, ich habe keine Zeit; wenn ich mir das nicht annähe, könnte ich's beim Tanz verlieren. Lassen Sie es sich von der Marie machen....“

„Marie! Marie! binde mir doch meine Halskrause um.“

„Mein Herr, meine Hände sind schmutzig, lassen Sie mich doch erst das Geschirr aufwaschen. Den ganzen Abend hat man mich schon umhergeschickt, ich kann nichts fertig machen....“

„Sage doch Eudoxe, könntest Du mir nicht die Halskrause hinten zu binden? In meinem Anzuge kann ich die Arme nicht heben ...“

Als ganze Antwort versucht Herr Eudoxe ganz niedergekauert, schwierige Pas zu machen.

Endlich ist Madame Sublimé koiffirt, sie tritt vor einen Spiegel und sagt lächelnd:

„Ich bin sehr gut, ja ich bin sehr gut.... Aber ich glaubte, die griechischen Frauen trügen das Haar glatt an den Seiten herunter.“

„Gar nicht! gar nicht!“ antwortet der Künstler, „im vergangnen Jahre, das ist möglich, aber in diesem Jahre koiffirt man alle Saphos so. Nun, mein Fräulein, kommen Sie an die Reihe.“

Während man auf den Kopf des Fräulein Idalie die gepuderte Perücke eines Camorgo setzt, hat Herr Sublimé endlich seine Halskrause sich selbst umgebunden; er nähert sich nun einer kleinen Spieldose die auf einem Möbel steht, drückt an einer Feder und beobachtet den Friseur mit schlauer Miene, während der Walzer aus dem Freischütz ertönt.

Der ganz in seine Kunst versunkene Friseur scheint auf diese en miniatur Musik gar nicht acht zu geben, aber Dardanus geht und stößt den Künstler mit den Worten an:

„Hä! was sagen Sie dazu?“

„Wozu?“ entgegnet der Friseur, eine Haarnadel einsteckend.

„Wie, wozu? hören Sie denn keine Musik?“

„Ach, ja so, es ist eine Vogelorgel.“

„Eine Vogelorgel! ganz und gar nicht! die Vogelorgeln spielen nicht von selbst, man muß eine Kurbel drehen, wie bei den Straßen-Drehorgeln, aber diese sehen Sie wohl rührt Niemand an.“

„Ich möchte noch Stecknadeln.“

„Da die Melodie ändert sich, es ist jetzt ein Marsch.“

„Mein Gott, Papa, lassen Sie doch den Herrn in Ruh, mit Ihrer Musik werden Sie noch Ursache sein, daß meine Tour nicht gut gepudert, mein kleiner Hut nicht richtig sitzen wird.“

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, ich versichere Ihnen, Sie werden im Gegentheil sehr gut aussehen; aber es fehlen mir noch Nadeln."

Madame Sublimé betrachtet sich noch immer im Spiegel; sie findet sich sehr schön, besinnt sich aber doch, ob sie Sapho schon chinesisch koiffirt gesehen hat.

Während sie bemüht ist, Nadeln für ihre Tochter zu finden, stößt Herr Sublimé abermals den Friseur und sagt leise zu ihm:

„Die Melodie ändert sich wieder und geht in die Romanze aus dem Chaperon rouge über."

Fräulein Idalie stampft vor Ungeduld mit dem Fuße und der Friseur begnügt sich zu erwiedern:

„Nadeln, Nadeln!"

Plötzlich beginnen die Uhren zehn zu schlagen, ein Theil schlägt gleichzeitig, der andere hebt später aus, dies alles verursacht einen Lärm, der nicht enden will.

Der Friseur, der endlich Nadeln erhalten hat, ruft:

„Ei! da haben Sie ja ein Glockenspiel!"

„Ei mein Gott! das sind unsere Uhren," fällt Madame Sublimé ein.... „Wenn sie fast alle zusammenschlagen, dann kann man es nicht aushalten. Aber da ist es nun zehn Uhr und ich sehe Herrn Monsignard noch nicht ankommen, der uns abholen sollte. Wenn Idalie fertig ist, gehen wir. Sind Sie bereit, Herr Sublimé?"

„Ja, aber die gelben Stiefel sind mir zu klein, sie drücken mich abscheulich, ich weiß nicht, ob ich es werde aushalten können."

„Es ist jetzt grade die Zeit dazu, so etwas zu bemerken!"

„Mein Fräulein" frägt der Friseur, den kleinen Hut auf Idalie's Kopf setzend, „wollen Sie ihn nach hinten haben?"

„Herr Sublimé stößt abermals an den Friseur an und erinnert:

„Die Melodie geht in einen Schottisch über."

„Papa, Sie sind wirklich abscheulich.... Lassen Sie doch den Herrn in Ruhe mit Ihrer

Musik, ich soll wohl nicht ordentlich angezogen werden?"

Man klingelt. Madame Sublimé ruft: „Da kommt Herr Monsignard, das ist gut! Tarde venientibus...."

Bevor Sapho ihr Citat geendigt, sieht man Adhémar in seinem Seemannsanzuge erscheinen.

„Guten Abend Monsignard!" schreit der kleine Eudoxe mit seinem Mundblech die Stimme des Polichinell nachahmend, „wie gut er verkleidet ist... ich würde ihn doch nicht wiedererkennen!"

„Aber es ist ja Herr Adhémar Marilly," bedeutet ihn Dardanus, während er bemüht ist, mit seinem Mund wieder über die Halskrause zu kommen, die mit jedem Augenblick ihm von Neuem bis zur Nase hinaufrutscht.

„Ei! ja, wahrhaftig!" bestätigt Madame Sublimé, den Ankömmling mit höchst graziösem Lächeln empfangend, während Fräulein Idalie, als sie Adhémar nennen hörte, sich bereit hielt, vom Stuhle ungeduldig aufzuspringen und dem Friseur leise zuflüsterte:

„O! geben Sie sich doch recht Mühe... machen Sie mich recht schön und beeilen Sie sich."

„Madame" sagt Adhémar, die ganze Familie grüßend, „ich habe diesen Abend Herrn Bourdichon getroffen, der von der Jagd zurückkam. Herr Monsignard, der mit ihm auf der Jagd war, fühlte sich zu ermüdet, um auf den Ball zu gehen, und damit Sie nicht auf ihn warten, habe ich es überommen, seine Stelle zu vertreten."

„Ah! das ist sehr liebenswürdig von Ihrer Seite. Sie werden uns also auf den Ball begleiten?"

„Wenn es Sie nicht belästigt."

„Im Gegentheil," sagt Idalie, „wir sehen es um so lieber! Herr Monsignard tanzt nicht."

„Sie sind nun koiffirt, mein Fräulein."

Idalie erhebt sich und läuft zu einem Spiegel, und so viel sie sich auch betrachtet, so wirft sie doch auch die Blicke auf den jungen Mann, der so eben gekommen ist. Man sieht, sie erwartet eine Artigkeit, aber in dem Augenblickt,

wo Adhémar sich ihr nähern will, nimmt Herr Sublimé ganz leise den Arm des englischen Seemanns, führt ihn zu einer Kommode, wo eine andere Spieldose steht, deren Feder er schon gedrückt hat und sagt:

„Haben Sie vielleicht schon eine Dose gehört, die so den Ton einer Harmonika besitzt, wie diese?"

„Es ist reizend, köstlich!" antwortet Adhémar, während Idalie mit dem Fuße stampft und unwillig ihren Platz verläßt, während sie murmelt:

„Ich werde alle diese Kasten zum Fenster hinauswerfen. Sei man noch so gut angezogen, ob man wohl acht darauf giebt!"

„Ich habe Befehl gegeben, daß man einen Wagen holt" sagte Madame Sublimé, „er wird nicht lange ausbleiben."

„Aber, haben Sie auch einen zweispännigen Wagen bestellt?" frägt Herr Dardanus, seinerseits sich nun auch im Spiegel besehend, „wir

würden in einem kleinen Einspänner nicht Platz haben...."

„Mein Gott, mein Herr, Sie halten mich doch für eine schlechte Mathematikerin, um mir solch' eine Frage vorzulegen! Herr Adhémar, wie finden Sie meinen Anzug als Sapho?"

„Sehr ausgezeichnet! es ist unmöglich, daß er besser stände."

„Oh, Sie schmeicheln!"

„Eine einzige Bemerkung, wenn ich sie mir erlauben dürfte...."

„Oh! sprechen Sie, es wird mir viel Vergnügen machen...."

„Der chinesische Kopfputz scheint mir nicht zum Kostüm zu passen...."

„Nicht wahr? ich hatte es auch schon gedacht.... Die Friseure sind so vernagelt... ist er schon fort?... Marie... Marie... sie muß nach dem Friseur laufen...."

Madame Sublimé eilt zur Treppe, nach ihrer Dienerin rufend, nun nähert sich Idalie dem jungen Mann mit den Worten:

„Da haben Sie etwas Schönes angerichtet, jetzt wird Mama sich ihre Haare noch einmal machen lassen, und wir kommen vor Mitternacht nicht fort."

„Sie haben Recht; ich habe eine Dummheit gesagt," versetzte Adhémar, „indessen ich will sie wieder gut machen."

Madame Sublimé kommt mit den Worten zurück:

„Marie ist nach dem Wagen gelaufen, aber sobald sie wieder da ist, soll sie den Friseur holen. . . ."

„Verzeihung, Madame, ich erinnerte mich so eben, einen Kupferstich gesehen zu haben, der Sapho in dem Augenblick vorstellt, wo sie vom leucadischen Felsen springt und auf dem war sie grade so koiffirt, wie Sie es sind; wahrscheinlich hatte die berühmte Lesbierin, bevor sie sich ins Jonische Meer stürzte, ihre Haare à la Chinoise aufgebunden, damit sie ihr nicht in die Augen kämen."

„Wirklich!“ rief Madame Sublimé mit entzückter Miene, „haben Sie so einen Kupferstich gesehen? Oh! dann bleibe ich auch so... Sapho in dem Augenblick, wo sie vom leukadischen Felsen springt, das ist der anziehendste Moment ihres Lebens; wie bin ich entzückt, daß der Friseur diese geistreiche Idee gehabt hat.“

„Der Wagen steht vor dem Hause,“ ruft die Dienerin, an der Thür erscheinend.

„Gehen wir... gehen wir.“

„Bin ich gut, meine Damen?“ frägt Dardanus, sich vor seine Frau und Tochter stellend.

„Ja, ja, sehr gut.“

„Meine Halskrause rutscht mir immer in die Höhe, das belästigt mich....“

„Es wird schon gehen, beim Tanzen wird sie schon wieder hinabrutschen.“

„Ah! meine Handschuhe... meine Handschuhe....“

„Oh! mein Taschentuch....“

„Oh! mein Blumensträußchen....“

„Wartet doch ... und mein Fächer! Eine Camorgo kann ohne Fächer sich nicht zeigen."

„Das geht immer so, im letzten Augenblick soll man stets warten. Eudore, hast Du alles, was Du brauchst?"

„Ja... ja, ja!"

„Gehen wir, er hat sein Mundblech schon... welch abscheulicher Junge.... Gieb wenigstens acht, es nicht hinunter zu schlucken."

„Wie wollen Sie es machen, um bis an den Wagen zu kommen? Sie wissen, wir müssen über den Boulevard und es ist ein schrecklicher Schmutz, um so mehr, als die Straße aufgerissen und noch nicht wieder in Ordnung ist."

„Das gehört zu den Unannehmlichkeiten, auf dem Boulevard zu wohnen," sagt Herr Sublimé; die Wagen können nicht unmittelbar bis an die Thür fahren. Ich kann mit meinen gelben Stulpenstiefeln nicht im Kothe waten."

„Und wir!..."

„Ich mit meinen Atlasschuhen."

„Ich habe lackirte Stiefeln," sagt Adhémar, „und wenn ich acht gebe, kann ich wohl bis zum Wagen kommen, ohne mich zu beschmutzen."

Unter diesem Gespräch langt die Familie an der Hausthür an. Man prüft den Weg, man mißt mit den Blicken die Entfernung bis zum Wagen und die Damen rufen:

„Es ist unmöglich, daß wir bis dort hinüber gehen...."

„Wenn ich nicht selbst acht geben müßte, mich nicht zu beschmutzen, gewiß, meine Damen, ich würde Sie bis zum Wagen hintragen," sagt Adhémar. „Aber es scheint mir, als könne der Kutscher, der sich nichts verdirbt, sehr gut diesen Dienst leisten."

„Sie haben Recht," versetzt Madame Sublimé, „der Kutscher muß uns auf den Arm nehmen.... Schnell rufen wir ihn... vorausgesetzt, daß der Mensch stark genug ist."

„Ich will den Kleinen nehmen," erbietet sich die Dienerin.

Und sie nimmt Polichinell in ihre Arme, trägt ihn über den Boulevard und setzt ihn in den Wagen, zum Kutscher sagend:

„Steigt herunter, man hat Euch nöthig."

„Mich? zu was?"

„Na geht nur."

Der Kutscher war ein kleiner, jedoch ziemlich starker Mann; aber er duftete einen Weingeruch aus, der weder angenehm noch für die Personen beruhigend war, die sich ihm anvertrauen wollten.

„Können Sie mich wohl bis an den Wagen hintragen?" fragte Madame Sublimé, sich an den Kutscher wendend, der an die Thür kam.

„Sie, oh! ich glaube wohl...."

„Sie müssen acht geben, mein Kleid nicht zu zerknittern."

„Beruhigen Sie Sich doch."

Und der Kutscher bückt sich, um Sapho zu entführen, als diese einen Sprung rückwärts thut und erschrocken ruft:

„Ach mein Gott, Kutscher, Sie riechen auf eine ekelhafte Weise nach Wein."

„Nun? wonach soll ich denn riechen? Der Weingeruch ist doch nicht unangenehm! Nun? soll ich Sie tragen oder nicht?"

„Mama, lassen Sie sich doch tragen," flüstert Idalie leise ihrer Mutter zu, „es ist ja bald geschehn."

„Aber der Mensch sieht angetrunken aus; wenn er mich fallen ließe!"

„Kommen Sie meine Herren und Damen?" schreit Polichinell aus dem Wagen.

Madame Sublimé entschließt sich und sagt dem Kutscher:

„Nun tragt mich, aber haltet mich fest."

Der Kutscher ist über den vielen Verzug schon ungeduldig; er beeilt sich, Sapho in seine Arme zu nehmen und trägt sie so bis zum Wagen.

„Eins!" ruft der Kutscher die Dame in seinen Wagen setzend, „Hä!... bin ich gestolpert?"

„Jetzt geschwind meine Tochter. Beeilt Euch."

Der Kutscher holt das junge Mädchen, und sie kommt in den Wagen, ohne ihrem Träger auch nur den leisesten Vorwurf zu machen. Adhémar hat mit vieler Vorsicht den Boulevard auf den Zehen überschritten, steigt seinerseits in den Wagen und der Kutscher will den Wagen schließen, als man ihm sagt:

„Ei! wartet doch. Der Herr, welcher noch drüben steht... soll der nicht mit uns kommen? Holt ihn doch, er ruft Euch."

„Was, die alte Maske drüben, die soll ich auch noch herüber schleppen! Teufel! Da hätten Sie wol'n Tagelöhner für das alles nehmen können."

Indessen der Kutscher geht zu Herrn Sublimé und schickt sich an, ihn aufzuheben, wobei er sagt:

„Ich hoffe, ich werde ein gut Trinkgeld bekommen für alle diese Lasten!"

Aber Dardanus läßt sich nicht an den Beinen umfassen, weil er auf diese Art fürchtet,

daß seine Stulpenstiefeln sich eng andrücken würden; auch um seinen übrigen Anzug nicht zu zerknittern, zieht er es vor, den Rücken des Kutschers zu besteigen, und wie die Kinder „Huckepack" getragen zu werden.

„Auf den Rücken, wenn Sie wollen... gleichviel," sagt der Kutscher, „nun steigen Sie auf... und halten Sie sich fest!"

Der Kutscher bückt sich; Herr Sublimé steigt auf den Rücken, hält sich an dem Halse des Kutschers fest und dieser schickt sich zum Gange an. Die Vorübergehenden lachen sehr, sobald sie den Roué unter Ludwig XIII. auf dem Rücken des Kutschers getragen sehen; und die bereits im Wagen Sitzenden können sich ebenfalls nicht des Lachens enthalten, sobald sie die Figur von Dardanus in seiner mittelalterlichen Verkleidung sehen, wie er zittert vor Angst zu fallen. Indessen der Kutscher ist nur noch vier Schritt vom Wagen entfernt, da löst sich der breitrandige Hut des Herrn Sublimé von dessen Perücke und fällt zur Erde.

„Mein Hut!“ schreit Dardanus, mit einer Bewegung, um ihn aufzufangen. Der Kutscher sieht den Hut vor sich liegen, glaubt ihn leicht aufheben zu können, neigt sich, aber sein Fuß gleitet aus, seine Last, die er auf dem Rücken trägt, zieht ihn nieder, er fällt und rollt sich mit dem Roué von Ludwig XIII. in den Koth.

Von allen Seiten hört man Geschrei ausstoßen.

„Ich wußte es zum Voraus, daß meinem Mann das geschehen würde,“ ruft Sapho, „er weiß sich nie zu benehmen.“

„Meiner Treu! es ist nicht meine Schuld,“ ruft der Kutscher, wieder aufstehend, „wenn Sie nicht Ihren Hut hätten fallen lassen, so wäre uns dies nicht geschehn.“

„Haben Sie Schaden genommen, Papa?“ frägt Idalie.

„Nein,“ versetzt Herr Sublimé, wieder aufstehend und seine Halskrause hinabziehend, die ihm bis über die Augen gerutscht ist und eine Binde vorstellen könnte. „Aber wie seh ich jetzt

aus! von Kopf bis zu Fuß voller Koth. Kutscher Ihr seid ein Esel."

„Was?... Glauben Sie denn, daß es mir Spaß macht, Sie Alle wie Packete zu tragen?... Glauben Sie, das gehört mit zum Fahren? Bin ich mit Willen gefallen?..."

„Geschwind Dardanus, da Sie sich nicht weh gethan haben, müssen Sie schnell Ihren Entschluß faßen; ziehen Sie sich schnell um und kommen Sie uns auf den Ball nach.... Fahrt zu Kutscher, Richelieu-Straße; wissen Sie die Nummer, Herr Adhémar?"

„Ja, Madame, ich werde ihm die Thür zeigen."

Der Kutscher schließt den Wagen, steigt auf den Bock, treibt die Pferde an, und die Gesellschaft fährt zum Ball, den Roué von Ludwig XIII. im Schmutz zurücklassend, der wieder in's Haus gehen muß, wobei er schwört, sich nie wieder Huckepack tragen zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Der Maskenball. Bildnisse nach der Natur.

Um halb elf Uhr kam Adhémar mit den Personen, welche ihn begleiteten, bei Madame Bourdichon an.

Der Ball gewährte dem Auge einen reizenden und abwechselnden Anblick; die ganze Gesellschaft war verkleidet. Einige Herren, die unmaskirt gekommen waren, hatte man mit einer Schlafmütze und einer Schürze bekleidet, und auf einer Seite eingepudert; sie hatten es gutwillig geschehen lassen und nahmen in dieser improvisirten Verkleidung ganz lustig ihren Platz auf dem Balle ein.

Eine einzige Person, die ebenfalls unmaskirt gekommen war, hatte sich nur mit Mühe die Schlafmütze aufsetzen lassen. Es war ein ziemlich häßlicher Mann, dessen Physiognomie durch nichts so leicht entstellt werden konnte, aber einer von denen, die sich über alle Andre erhaben glauben und dies durch ihr Benehmen, durch ihre Sprache und ihre Haltung kund geben; die sich das Recht anmaßen, ganz laut dasjenige zu kritisiren, was um sie her vorgeht, und die man an ihrem pedantischen Ton, an ihrem unverschämten Blick und an ihrer steifen und abgemessenen Haltung für Dummköpfe erkennt. Dieser war ein sogenannter Literat, man hat diesen Titel seit einiger Zeit so gemißbraucht, daß er nichts mehr bedeutet.

Herr Malentrain, dies ist der Name des Schriftstellers, hatte auf dem Punkt gestanden, wieder wegzugehen, als man ihm den Befehl mittheilte, den die Herrin gegeben hatte. Er war anmaßend genug gewesen, um vorauszusetzen, derselbe würde auf ihn keine Anwendung finden. Er glaubte, eine Schlafmütze auf seinem Haupte

nicht ertragen zu können. Er erstaunte, daß man ihn wie die anderen Personen der Gesellschaft behandelte; er hatte Herrn Bourdichon fragen lassen und die Antwort erhalten: „der Herr ist sich ankleiden gegangen und noch nicht im Salon.“

Nun ließ er die Frau vom Hause rufen, die herzueilte, als sie am Eingange lautes Gespräch vernahm und glaubte, es handle sich um einen Scherz, wie er im Karneval oft gebräuchlich ist, als sie aber den Literaten erblickte, der die Schlafmütze und die Schürze ablehnte, die man ihm reichte, ließ sie sich mit ihrem liebenswürdigen Lächeln und ihrer Silberstimme vernehmen:

„Es thut mir leid, Herr Malentrain, aber es ist eine allgemeine Maaßregel.“

„Wie Madame, eine Schlafmütze mir!“

Dieses mir! wurde mit einer so nachdrücklichen Weise gesprochen, daß die junge Dame sich eines schallenden Gelächters nicht enthalten konnte und dann sagte:

„Ich versichere Ihnen, sie wird Ihnen ganz gut stehn. Aber wenn sie es vorziehen, verkleidet

zu erscheinen, so gehen Sie sich umzuziehen und kommen Sie maskirt wieder."

Herr Malentrain hatte sich mit entrüsteter Miene entfernt und geschworen, sich nicht als einen Küchenjungen verkleiden zu lassen. Aber während dieser Herr noch so sprach, war die Hausfrau, die anderes zu thun hatte, als auf solche Reden zu hören, wieder in ihren Salon zurückgegangen. Nachdem der Literat einige Stufen der Treppe hinunter gegangen war und bemerkte, daß Niemand daran dachte, ihn zurück zu halten, blieb er von selbst stehen, überlegte, daß dem Balle wohl ein Nachtessen folgen würde, daß Bourdichon gewöhnlich sehr gute Sachen auftischte, und daß er durch seinen Eigensinn sich einer Gelegenheit beraube, seiner Feinschmeckerei zu genügen.

Der Erfolg dieser Ueberlegungen zeigte sich bald; man sah ihn wieder umkehren, die Mütze wurde ihm aufgesetzt, die Schürze umgebunden, man puderte ihn sodann ein und er begab sich mit übler Laune und dem festen Entschluß in den Salon, alles zu kritisiren, was ihm zu Gesicht käme.

Es ist keine Kleinigkeit für eine Frau vom Hause, zweihundert Personen zu empfangen, den Ankommenden ein angenehmes Wort zu sagen, die Komplimente der Herren zu erwiedern, acht zu geben, daß nichts bei dem Feste mangelt und noch einen Augenblick zu finden, um mit denjenigen zu plaudern, die unter der Menge ein Recht auf diesen Vorzug haben. Mathilde, so hieß die Gemahlin des dicken Jägers, entledigte sich ihrer Pflichten sehr gut, sie besaß jene Freundlichkeit und Leichtigkeit des Benehmens, welche es versteht, den furchtsamen und verlegnen Personen in einem Salon ihre Unbefangenheit wiederzugeben, jene Munterkeit, die sich mittheilt, und jenen liebenswürdigen Geist, der glauben läßt, daß ihn die Andern besitzen. Herr Bourdichon hätte schon längst mit seiner Frau die Sorge für die Gesellschaft theilen sollen; aber sehr spät von der Jagd zurückgekehrt war der dicke Herr auf seine Stube sich ankleiden gegangen, und sei es, daß er ein Kostüm gewählt hatte, das beim Ankleiden viele Schwierigkeiten bot, sei es, daß es noch nicht recht

paßte, kurz, Herr Bourdichon, der verboten hatte ihn zu stören, war noch nicht auf dem Ball erschienen.

Mitten unter diesen verkleideten Personen, welche die Zimmer füllten, bemerkte man einen sehr großen, sehr magern, sehr knochigen Mann, dessen gelbes und verlängertes Gesicht allenfalls für eine Maske gelten konnte, und der eine Jagdjacke, eine Ledermütze mit einem verschwenderischen Schirm und Kamaschen trug, die bis auf die halben Lenden reichten. Auf dem Rücken hatte er eine Jagdtasche, in der man zwei wirkliche Kaninchen erblickte.

Es war Herr Carcassonne, der Adhémar's Rath befolgt und anstatt sich zu verkleiden, seinen Jagdanzug anbehalten hatte. Damit sein Anblick mehr Wirkung hervorbringe, hatte der große Jäger durchaus seine Jagdtasche mit den beiden Kaninchen, auf deren Erlegung er so stolz war, umbehalten wollen; und damit endlich nichts zu seinem Kostüm fehle, behielt er eine große Büchse

unterm Arm, an der jedoch weder Pfanne, noch Pfanndeckel noch Hahn sich befand.

Die Gattin des Herrn Carcassonne war eine kleine Frau von sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren, wohlgebaut, zwar mit keinem schönen, doch angenehmen hübschen Gesicht und deren kleine Augen einen Ausdruck hatten, der die Schönheit ersetzen konnte. Der Fehler dieser Dame bestand in unaufhörlichem Sprechen, in beständigem Lügen; sie konnte den Mund nicht aufthun, ohne eine Gaskonnade zu sagen, wie eine Thatsache erzählen, ohne sie zu vergrößern oder gänzlich zu entstellen. Da sie aber mit ihrem Geplauder unterhielt und in ihren Lügen niemals eine Bosheit gegen ihre Freunde lag, so plauderte man ziemlich gern mit Madame Carcassonne.

Der große Jäger war so gewöhnt, seine Frau Dinge erzählen zu hören, die sie erdachte, daß er sich endlich beredete, es seien Wahrheiten; auch würde er sich sehr gehütet haben, den Erzählungen seiner Gattin zu widersprechen, er war

vielmehr stets bereit, die Genauigkeit der Thatsachen, von denen er nicht die geringste Kenntniß besaß, zu bewahrheiten.

Madame Bourdichon geht den Personen entgegen, denen Adhémar bemüht ist, in einem Salon, in dem man tanzt, Platz zu verschaffen. Mathilde belohnt den jungen Mann mit liebenswürdigem Lächeln und dankt ihm, den Ritter dieser Damen gemacht zu haben. Adhémar läßt seinerseits seinen Blick mit Vergnügen auf der Frau vom Hause ruhen. Während der achtzehn Monate ohngefähr, daß er den dicken Jäger besuchte und dessen Frau in Gesellschaft sah, fand zwischen ihm und dieser Dame keine andre Vertraulichkeit statt, als jene, welche die Sitte erlaubt. Adhémar fand Mathilde sehr hübsch, er plauderte gern mit ihr und hatte doch nie daran gedacht, ihr den Hof zu machen. Madame Bourdichon, die ihrerseits einen fleckenlosen Ruf besaß, war gegen Jeden liebenswürdig und bemerkte es vielleicht selbst nicht, daß ihr Lächeln gegen Adhémar süßer war, als gegen Andre. Wir empfin-

den manchmal eine Vorliebe für Jemanden, der wir uns überlassen, ohne uns davon Rechenschaft zu geben. Es schlafen auf diese Weise Gefühle in unserm Herzen, und erwachen nur durch geheime Sympathien, die manchmal nie zu Tage kommen, wenn die Gelegenheit dazu fehlt.

Sapho blickte ringsumher, um die Wirkung zu sehen, welche ihr Anzug hervorbrachte; sie erstaunte, daß nicht alle Welt in Bewegung gerieth, daß man sich nicht um sie drängte, um sie zu sehen; sie hatte sich selbst eingebildet, der Tanz würde durch ihr Erscheinen auf dem Balle unterbrochen werden.

Etwas beleidigt, daß man an ihr vorüber ging, ohne laute Ausrufe der Ueberraschung und Bewunderung, sagte Madame Sublimé zu Madame Bourdichon:

„Wie finden Sie mich?"

„Sehr hübsch, Ihr Kostüm ist bemerkenswerth."

„Es ist Sapho auf dem leucadischen Felsen zum Sprunge bereit... die Art des Kopfputzes

zeigt dies an... aber nicht Jeder weiß es, was ärgerlich ist."

„Wo haben Sie aber Herrn Sublime?"

„Er wird nachkommen; als er in den Wagen steigen wollte, hat ihn ein unglücklicher Zufall zurück gehalten. Das Wetter ist so schlecht, und wir wohnen auf dem Boulevard; wir mußten uns durch den Kutscher in den Wagen tragen lassen, da ist Herr Sublimé in den Koth gefallen."

„Ach, mein Gott!"

„Oh! es hat nichts zu bedeuten, es ist seine Schuld, er wollte sich wie die Kinder vom Kutscher auf dem Rücken tragen lassen; er ist wieder nach Hause gegangen, um sich umzukleiden; er wird nachkommen."

„Wie unangenehm!"

„Das heißt wie glücklich...."

„Wie so?"

„Ja, wie glücklich, daß es mir nicht so ging, mein Kostüm als Sapho wäre zu Schanden geworden... und dann der Schreck... gewiß...

ich hätte nicht auf den Ball kommen können... Ei da ist ja Madame Carcassonne... als Milchmädchen... das ist hübsch, aber das Kostüm ist sehr gewöhnlich und es steht ihr abscheulich."

Madame Carcassonne setzt sich mit den Worten zu Madame Sublimé:

„Guten Abend, Madame, Sie haben ein reizendes Kostüm an."

„Meinen Sie... ja, es wird ziemlich selten gesehen.... Das Ihrige ist sehr hübsch und Sie sehen darin aus wie ein Engel."

„Fräulein Idalie ist als Camorgo köstlich; aber was höre ich so eben von Herrn Adhémar; Herr Sublimé hat Unglück gehabt, als er in den Wagen steigen wollte!"

„Ja, Madame."

„Mir geschah etwas ähnliches... aber weit sonderbarer. Wir sollten auf einen Ball gehen... ach! ich muß Ihnen zuerst sagen, wir wohnten damals in einer Straße, die sehr kothig war, in der Straße... ich weiß ihren Namen nicht mehr, aber das thut nichts; wir wohnten hoch parterre

. . . nicht sehr hoch. Im Augenblick, wo wir zum Balle gehen wollten war ein abscheuliches Wetter; es hatte den ganzen Tag geregnet, zwei Fuß hoch lag der Koth in der Straße und ein erhöhter Bürgersteig hinderte das nahe Vorfahren des Wagens an unsere Thür. Ich hatte ein Kostüm zum Wahnsinnigwerden, ich war als Bajadere, hatte einen Stoff, ganz mit Gold und Silber durchwebt... überall Perlen... Federn... mein Kostüm hatte zwölfhundert Franken gekostet. Ich sage: es ist unmöglich, zu Fuß in den Wagen zu kommen... und werde ich getragen, so zerdrückt man meinen Anzug.... Wenn man ein Kostüm von fünfzehnhundert Franken an hat, will man damit nicht zerknittert ankommen, das ist ziemlich natürlich. Was sollte ich machen, um in den Wagen zu kommen? Plötzlich rufe ich laut, als ich nach dem Fenster blicke: „Aber wir wohnen nicht hoch, der Wagen steht nicht weit ab, wie wenn wir ein Brett legten, das vom Fenster in die Wagenthüre reichte, dann brauchten wir ja nur uns über das Brett gleiten zu las-

sen, was eine kleine Rutschparthie abgäbe. Man findet meine Idee reizend. Es fanden sich grade bei uns sehr große Bretter vor, die... ich weiß nicht mehr wozu dienten. Doch das thut nichts zur Sache. Ich setze mich zuerst auf das Brett, um das Beispiel zu geben, ich lasse mich gleiten ... da bin ich im Wagen; meine Schwester rutscht los... und ist im Wagen, nun blieb nur mein Mann übrig... er setzt sich reitend auf's Brett... er will rutschen... krach, das Brett bricht.... Sie glauben vielleicht, daß er gefallen ist?"

„Ist er denn in der Luft hängen geblieben?" frägt Idalie lächelnd.

„Nein, aber ich weiß nicht, wie er es gemacht hat, er hat sich einen Schwung gegeben und kam dadurch grade auf den Wagentritt zu stehn... nicht wahr Carcassonne?... Sag' doch Carcassonne, erinnere Dich, wie wir damals durchs Fenster in den Wagen gestiegen sind."

Der große Jäger, der um den Kreis der Tänzer herumspazirte und vor seiner Frau stehen blieb,

streicht sich das Kinn und murmelt: „ach ja... durch das Fenster... ja, mit einer Leiter.“

„Ach wie, auf einem Brett!“

„Ja, ja, auf einem Brett. Ich erinnere mich noch sehr gut, das haben wir oft gethan.“

„Wie das ist Herr Carcassonne?“ frägt Madame Sublimé, „oh ich hätte ihn nicht erkannt... welche sonderbare Verkleidung!“

„Er ist als Jäger... er kam grade von der Jagd und er ist in demselben Anzug geblieben....“

„Ah! das ist sehr originell... sein Kostüm ist also sehr genau... ich glaube selbst, er hat Wildprett in seiner Jagdtasche.“

„Gewiß“ sagt seine Frau, „zwölf Kaninchen. Er hat ohngefähr dreißig getödtet.“

„Ja“ sagt Herr Carcassonne, der die letzten Worte seiner Frau nicht gehört hat, aber bemerkt, daß man sein Wildprett sieht. „Ja es sind wirkliche Kaninchen... die zwei einzigen, die ich auf der Jagd mit Bourdichon geschossen habe.“

„Ach! Du hast blos zwei geschossen... ich glaubte es wären dreißig gewesen,“ sagt die kleine Frau des Jägers, „man schickt mir so viel Wildprett... Feldhühner, Fasane, daß ich alles das verwechsele. Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Man wird es überdrüßig, immer Fasan zu essen, auch habe ich letzthin meinem Pförtner zwei Stück geschenkt.“

Herr Malentrain, der so eben am großen Jäger vorbeigeht, hält sich die Nase zu, verzieht das Gesicht und sagt, indem er sich rasch zurückzieht:

„Ich weiß nicht, was dieser Herr in seiner Jagdtasche trägt, aber es riecht sehr schlecht.“

In diesem Augenblick ertönt ein Walzer.

„Ach! ein Walzer!“ ruft Madame Carcassonne, „ich liebe nichts mehr als einen Walzer.... Ich könnte während drei Stunden walzen.“

Ein Türke bietet sich ihr an für den Tanz; sie nimmt ihn an und das Paar verschwindet in den Reihen.

„Madame Carcassonne walzt sehr gut" sagt eine Dame zu der Sapho, neben welcher sie saß und diese antwortet mit einem spöttischen Tone:

„Ja, aber an Stelle ihres Mannes würde ich finden, daß sie sich zu viel gehen läßt im Tanzen. Herr Sublimê ist nicht eifersüchtig, aber wenn ich auf diese Weise tanzte, dann wäre er fähig, auf Scheidung anzutragen. Eudoxe, Eudoxe! komme doch her, Du abscheulicher Bube. Er will mitten in den Walzenden das Rad schlagen; er wird sich Schaden thun!"

„Gehört dieser Knabe, Ihnen, Madame?"

„Ja Madame, ein ganz erstaunliches Kind, wage ich zu sagen: er besitzt so viel Geist, daß ich ordentlich darüber erschrecke!"

Fräulein Idalie zeigte üble Laune, daß sie nicht zum Walzer aufgefordert wurde, obgleich ihre Mutter ihr diesen Tanz verboten hat; sie entschädigt sich dafür, indem sie alle kritisirt, die an ihr vorüber kommen.

Plötzlich entsteht eine große Bewegung, schallendes Gelächter ertönt, die Menge strömt nach dem Eingange, dies Alles verkündet die Ankunft irgend einer sonderbaren Maske. Bald erscheint wirklich ein ungeheurer Tiger und mengt sich unter die Walzenden unter tausend Windungen und Verdrehungen, wobei er versucht, die Damen zu erhaschen, und sich mit ihnen umher zu drehen. Die Gegenwart des Tigers, der aller Welt Streiche spielen will, der sich auf den Boden wälzt, Burzelbäume schießt und sie andere will schießen lassen, setzt den ganzen Ball in Aufruhr. Man sucht die Person zu errathen, die sich auf diese Weise verkleidet hat. Jeder stellt seine Vermuthungen auf und Herr Malentrain sagt ganz laut:

„In jedem Falle ist es eine unvernünftige Verkleidung!... sich als Tiger zu maskiren! Wie geistreich, wie angenehm muß es darunter sein!“

„Ist das Thier da vielleicht der Papa?“ fragte der kleine Eudoxe, zu seiner Mutter laufend.

„Herr Sublimé wird sich als Tiger verkleiden!“ antwortet Sapho mit sardonischer Miene den Kopf schüttelnd. „Oh nein, ich kenne sein Unvermögen zu gut; er ist unfähig, eine solche Idee zu fassen! Wenn es ein Vogelorgeldreher wäre, das lasse ich mir gelten.“

„Vorwärts Jäger!“ rufen mehrere Personen Herrn Carcassonne zu, „jetzt ist der Augenblick gekommen, Eure Geschicklichkeit zu zeigen... Ihr habt Euer Gewehr... erlegt den Tiger da.“

„Es ist wahr, mein Freund, Du bist so geschickt,“ sagt Madame Carcassonne zu Ihrem Manne, „nun zeichne Dich aus. Eine Tigerjagd... es ist nichts Neues für Dich! Stellen Sie sich vor, meine Damen, in Afrika, wo mein Mann gewesen ist, hat er einmal deren zehn getödtet... von denen er mir die Felle schickte... ich habe allen meinen Freundinnen davon geschenkt und selbst keines für mich behalten.“

Während Madame Carcassonne mit solchen Gaskonnaden die Personen unterhielt, welche sie umgaben, hatte die Gesellschaft einen großen

Kreis gebildet, in dessen Mitte der Tiger sich befand; man hatte den großen Jäger hinein gedrängt, welcher fast erschreckt schien, einer Person sich gegenüber zu befinden, die nur mit der Haut eines jener Thiere bedeckt war, die er in Afrika für gewöhnlich erlegt hatte.

Der Tiger setzte sich auf seine Hinterfüße, verfolgte mit den Augen alle Bewegungen von Carcassonne, und machte Miene, ihn mit seinen Vorderpfoten zu ergreifen, sobald er sich näherte. Der große Jäger hielt sein Gewehr weit eher zu seiner eignen Vertheidigung als zum Angriff bereit, den Tiger dabei umgehend und die Gesellschaft lachte ebenso sehr über das Gesicht des Herrn Carcassonne, als über die Neckereien des Thieres, mit denen es diesen verfolgte.

„Wird das noch lange so dauern?" fragte Herr Malentrain, seinen Kopf über eine Dame vorstreckend. „Es scheint mir, man sollte den Tiger und den Jäger gleichzeitig fortjagen."

Durch die Scherze, die man gegen Herrn Carcassonne richtet, gereizt und sich erinnernd,

daß er nur mit einer Maske zu thun hat, waffnet er sich mit einem festen Entschluß und geht grade auf den Tiger los, dieser aber richtet sich auf seinen Hinterpfoten in die Höhe, packt den großen Jäger und rollt bald mit ihm auf den Boden hin.

Herr Carcassonne fängt an, klägliches Gestöhn laut werden zu lassen, und schwört daß er es mit einem wirklichen Thiere zu thun habe, als man ein durchdringendes Geschrei am Eingange eines nahen Zimmers hört.

Die Aufmerksamkeit leitet sich augenblicklich auf jene Seite, und jeder läßt den Tiger mit dem Jäger auf dem Boden sich wälzen und will wissen, warum die Gesellschaft durch dies Geschrei erschreckt wird.

Eudoxe, das kleine Wunder, wollte beständig singen und schwatzen und hatte unversehens sein Mundblech verschluckt, er wand sich vor seiner Mutter auf dem Boden und schrie mit weit offnem Munde, daß er ersticke, Sapho stieß über den Zustand ihres Sohnes ein durchdringendes

Geschrei aus. Fräulein Idalie lief von ihrem Bruder zu ihrer Mutter hin und her, während dessen der kleine Knabe immerzu wiederholte:

„Ich habe es verschluckt... es steckt in der Kehle!"

Madame Sublimé war in Ohnmacht gefallen, als ein junger Mann eine Zange ergreift, den Mund des kleinen Wunders öffnet und geschickt das Mundblech aus der Kehle zieht. Das Kind war gerettet, der allgemeine Schreck wurde beschwichtigt, es handelte sich nur noch darum, die unglückliche Sapho wieder zur Besinnung zu bringen. Mitten in diesem Aufruhr, dieser Verwirrung drängt sich Madame Bourdichon durch die Menge und verläßt schnell das Zimmer, während sie ruft:

„Ah! mein Flakon... ich laufe es holen."

Als Mathilde in den Saal zurückkommt, hat Sapho ihre Besinnung schon wieder erhalten; der kleine Eudoxe beginnt wieder sein Radschlagen und will das Mundblech wieder gebrauchen. Fräulein Idalie scheint sehr übler Laune.

Der Kampf des Tigers und Jägers hatte sich dadurch geendet, daß der Kopf des Thieres sich bei dem Herumwälzen losgemacht und man im Tiger den Herrn des Hauses erkannt hatte.

Sobald Herr Bourdichon seine Frau erblickte, ging er auf sie zu und sagte:

„Ich war's, meine theure Freundin, Du hattest mich also nicht erkannt? steht mir das Kostüm gut?... hatte ich ein recht wildes Aussehen? Ha! ha! ha! habe ich dem armen Carcassonne Furcht eingejagt?

„Ja, ja mein Freund, Sie hatten sich gut verkleidet!" antwortet die junge Dame, die sich mit etwas ganz anderm als ihrem Manne beschäftigt und deren Augen vielmehr Jemanden suchen.

„Ein Herr vom Hause sich als Vierfüßler zu verkleiden!" murmelt Herr Malentrain im Saale umhergehend. „Es ist ein recht passendes Kostüm, die Gesellschaft zu empfangen! Ich wundre mich jetzt nicht mehr, daß man den Unmaskirten eine Schlafmütze und Schürze aufzwingt!

„Und man tanzt nicht?“ ruft Herr Bourdichon. „Musik!... wer tanzt mit mir?... Sapho! oh! Sapho! Sie können es mir nicht abschlagen.“

Madame Sublimé befragte sich, ob sie ihrer Würde nichts vergäbe, wenn sie mit einem Tiger tanze, da sie sich aber beim Zusehen langweilte, gab sie dem Herrn des Hauses nach. Adhémar, der sich jeden Augenblick bei Mathilde befand, näherte sich ihr und bot ihr seine Hand; diese gab ihm die ihrige ohne Zögern und sie nahmen in einer Quadrille Platz, während Fräulein Idalie zu Madame Carcassonne in heftigem Tone sagte:

„Was meinen Sie zu Herrn Adhémar? er hat mich um den ersten Contretanz gebeten und jetzt tritt er mit Madame Bourdichon an!... das ist sehr unschicklich!...“

Die kleine Dame ißt Eis und erwiedert:

„Das muß Sie nicht wundern... Die

Männer sind so zerstreut... Wollen Sie kein Eis? — "

„Nein, ich will nichts."

„Es ist ausgezeichnet... Ich war einmal die Ursache zweier Duelle auf einem Ball... wegen eines Contretanzes... ich hatte vergessen, daß ich ihn zwei Officieren versprochen hatte... man schmeckt die Vanille sehr... und trete mit einem Andern an. Nun suchen mich die beiden Officiere auf... sticheln... ach sehen Sie, dort ist ein Herr... ich bemerkte ihn soeben, er stellt sich an den Eingang, um die Diener abzuwarten, er nimmt etwas von ihrem Brett, verschlingt es und geht an eine andere Thür, um es dort ebenso zu machen, er hat den ganzen Abend noch nichts anderes gethan..."

„Nun? und die beiden Officiere?"

„Sind todt, meine theure Freundin!... sie haben sich alle beide auf ihre Degen gespießt... ich wurde krank und sah in dieser Zeit, in allem was ich aß, Degen... Carcassonne, sieh doch ob Du mir etwas Punsch bringen kannst." —

Während der Quadrille, in welcher der Tiger und Sapho alle ihre Grazie entwickelten, gaben sich Adhémar und Mathilde auf dem Balle ein Rendezvous, und überließen sich der Wonne, die man empfindet, wenn man zum erstenmale von dem Gegenstande, den man liebt und von dessen Gegenliebe man überzeugt ist, verstanden wird. Dann genügt ein Wort, ein Blick, ein Händedruck und das Vergnügen, das man empfindet, ist um so größer, da man es mitten unter Leuten kostet, die nichts bemerken, oder doch nichts zu bemerken scheinen.

Dieser Tanz kam den beiden Personen, die sich so gut verstanden, sehr kurz vor.

„Tanze ich den andern auch mit Ihnen?" fragte Adhémar ganz leise am Ende der Quadrille.

„Es ist unmöglich," antwortete Mathilde. „So viele Personen haben mich gebeten, ich darf keinen Vorzug zeigen.... Aber wenn es Ihnen Vergnügen macht, während des Nachtessens bei mir zu sitzen...."

Adhémar hat nicht nöthig zu antworten; er drückte mit Freuden die Hand, die er hielt, und man hat sich eilig von ihm entfernt, um mit der übrigen Gesellschaft beschäftigt zu scheinen.

Sechstes Capitel.

Fortsetzung des Maskenballs. Das Abendessen.

„Carcassonne, mein lieber Freund, mehrere Personen beklagen sich, daß Du sie verpestest," sagt Bourdichon, zu dem großen Jäger gehend, der beschäftigt ist, einem Punschbrett aufzulauern. Jetzt, da ich mit Dir spreche, bin ich ganz ihrer Ansicht. Lege geschwind Deine Jagdtasche ab... entledige Dich schnell Deines Wildes!"

„Es sind die Kaninchen, die ich erlegt habe."

„Ja!... Oh! ich weiß nur zu gut, wie Du in vier Tagen zwei Kaninchen geschossen hast," antwortet Bourdichon lachend. „Hören Sie es, meine Herren, ich bin Zeuge davon gewesen;

das erste verfolgte mein Hund, und jagte es zwischen Carcassonne's Beine. Dieser hat Furcht, stolpert, fällt und erdrückt das Kaninchen; so hat er das erste geschossen. Was das zweite betrifft, so ging dies folgendermaßen zu: Carcassonne nähert sich einem Busch, springt plötzlich vor Freuden in die Höhe und schreit: Ein Kaninchen, ein Kaninchen! Gut! rufe ich von weiten, schieß doch, aber mach schnell, es könnte vielleicht nicht warten. Aber mein Spaßvogel schneuzt sich erst die Nase und nimmt eine Prise; dann endlich entschließt er sich, seinen Schuß auf das Kaninchen abzugeben, welches sich nicht rührte, weil es wahrscheinlich am vorigen Tage angeschossen und längst todt war, als Carcassonne ihm den Schuß gab. So hat unser Freund zwei Kaninchen getödtet."

Der große Jäger hat Bourdichon's Erzählung nicht abgewartet, er hat seine Tasche abgelegt und sich wieder auf seinen Stand begeben, um den Pasteten und Erfrischungen aufzulauern, die er weit geschickter jagt als Kaninchen.

Madame Sublimé fing an, einige Verwunderung über das Ausbleiben ihres Mannes zu äußern, als das Geräusch eines unerwarteten Zufalls, der sich auf der Treppe ereignet hatte, bis zur Gesellschaft drang.

„Was giebt es denn?" frägt Madame Bourdichon beunruhigt.

„Nichts Madame, fast nichts," antwortet ein als Hanswurst gekleideter junger Mann; „ein Marquis, der die Treppe wieder hinunter rollt, grade als er in den Saal treten will; die Nase ist etwas beschunden; einige Beulen hat es gesetzt, das ist alles. Aber der Marquis macht ein so klägliches Gesicht ..."

„Ach mein Gott! ich wette, es ist wieder Dardanus, der gefallen ist!" rief Madame Sublimé, „Eudoxe, sieh doch zu, ob er es ist."

Es war in der That Herr Sublimé, dem das Ereigniß auf der Treppe begegnet. Der Gemahl der Sapho war nach dem unglücklichen Fall auf dem Boulevard nach Hause gegangen, hatte sich entkleidet und dabei alle seine Uhren schlagen

hören, dann hatte er seine Dienerin gerufen und ihr den Auftrag gegeben, einen Friseur und einen Anzug als Marquis zu holen. Alles dieses hatte viel Zeit gekostet. Während Dardanus gepudert wurde, wollte er dem Friseur durchaus alle Stücke einer Spieldose, und es waren deren sechs hören lassen. Nachdem der Marquis seine Perücke aufgesetzt hatte, zog er Schuhe mit rothen Absätzen an, durch die er um zwei Zoll größer wurde, und während er so mit seinem Anzuge nach und nach zu Stande kam, hörte er nicht auf zu wiederholen:

„Ich bin sehr zufrieden, mein Kostüm zu wechseln; ich sehe als Marquis besser aus; der Roué des Mittelalters steht mir nicht so gut, ich bin so viel größer.“

„Ja, aber geben Sie acht, daß Sie nicht fallen, mein Herr,“ sagte die Köchin, „mit Ihren hohen Absätzen scheinen Sie mir nicht ganz sicher auf Ihren Beinen.“

„Sei ruhig, Marie, ein Marquis geht leicht; er springt . . . flattert. . . . Diesesmal

werde ich mich übrigens vom Kutscher nicht tragen lassen."

Der Wagen war angekommen; Herr Sublimé gebraucht fünf Minuten, um über den Boulevard zu kommen, langt aber glücklich bei der Wagenthüre an. Er war im Hofe des Herrn Bourdichon ohne Hinderniß ausgestiegen; endlich stieg er die Treppe hinauf; auf der letzten Stufe vernahm er schon die Töne der Musik, vielleicht elektrisirte ihn diese so sehr, daß er schneller den Hausflur durchschreiten wollte, wobei ihm die Füße den Dienst versagten und er wider seinen Willen mehrere Stufen der Treppe abwärts kam.

Man hatte den Herrn aufgehoben und ihn in dem ersten Zimmer zum Niedersitzen bewogen wo Jeder sich beeilte, von seinem Befinden sich zu überzeugen, und wenn man nicht hätte befürchten müssen, daß er Schaden genommen habe, würde man bei seinem Anblick sich des Lachens nicht haben enthalten können, denn bei seinem Herunterrollen hatte sich seine schöne Perücke so herumgedreht, daß der hintere Theil auf dem linken Ohre

saß, während der schöne Lockenbau ihm von den Seiten das Gesicht verdeckte. Die Unordnung seines Kopfputzes schlug Dardanus am meisten nieder, und er antwortete daher allen, die ihn umgaben:

„Ich habe mir nicht den geringsten Schaden gethan... meine Perücke hat allein gelitten... ich möchte gern einen Friseur haben.“

„Einen Friseur?“ rief Herr Bourdichon, sich dem armen Marquis nähernd, „da mein lieber Freund, so putzen wir den Kopf unserer Tänzer.“

Bei diesen Worten stülpt er Herrn Sublimé eine Schlafmütze auf den Kopf, nahm dann Adhémar beim Arm, der bei Mathilden stand, zieht den jungen Mann in ein Zimmer, in dem Spieltische stehen, hier ruft er:

„Nun meine Herren, eine Bouillote! ich für meinen Theil habe genug getanzt, ich bin wie aus dem Wasser gezogen; übrigens fehlt es den Damen nicht an Herren... man muß in seinen Vergnügungen abwechseln... wir sind grade vier gemäßigte Spieler... Dalbrun, Ledoucet,...

Herr Marilly und ich.... Geschwind! geschwind auf die Plätze... wir haben vor dem Nachtessen nicht mehr viel Zeit."

Als Adhémar auf den Ball ging, hatte er sich fest vorgenommen, nicht zu spielen; als er aber diesen guten Entschluß gefaßt hatte, steckte ihm noch nicht die neue Liebschaft im Kopfe er war noch nicht der Günstling einer hübschen Frau, deren Eroberung eben so sehr seiner Eigenliebe als seinem Herzen schmeichelte. Man ist immer reich genug, wenn man glücklich ist; und wie kann man von Jemanden Vernunft verlangen, der von einer neuen Liebschaft berauscht ist! Außerdem schlägt ihm Herr Bourdichon die Parthie vor und es würde eine große Ungeschicklichkeit zeigen, dem Manne etwas zu verweigern, mit dessen Frau man gut stehen will.

Adhémar setzt sich also an einen Bouillotte-Tisch, er spielt mit dem Tiger, einem Türken und einem Auslader. Bald wird das Spiel lebhaft: Adhémar hat in Kurzem sein Geld verloren; aber die Börse des Herrn Bourdichon steht

ihm offen; man ist stets bereit, Leuten zu borgen, die man für reich hält, und außerdem hatte Marilly nie die Zahlung einer Spielschuld aufgeschoben.

Der Ton der Musik, die Hitze, der Punsch, alles vereinigte sich, um die Tänzer und Spieler anzuregen. Aber Adhémar verlor sein Geld mit einer Gleichgültigkeit, einem kalten Blut, das ihm die Bewunderung der Umstehenden zuzog; die Ursache seiner Gleichgültigkeit war, daß er unter den Umstehenden Mathilde oft erblickte, der es nie an einem neuen Vorwande fehlte, um in die Nähe der Bouillotte zu kommen, wobei ihre Augen auf Adhémar ruhten. Wie konnte dieser nun auf sein Spiel acht geben, da sein ganzes Denken nur bei dieser Frau war da er jeder ihrer Bewegungen, jedem ihrer Blicke folgte.

„Herr Marilly, Sie sind diesen Abend nicht glücklich!" sagte der Türke, das Gold des jungen Mannes einstreichend, das dieser wieder verloren hatte.

„Nicht glücklich?" wiederholt Adhémar und sieht dabei Mathilde zärtlich an. „Oh! ent-

schuldigen Sie, ich fühle mich diesen Abend sehr glücklich! ..."

„Das ist etwas anderes, wenn Sie sich glücklich fühlen zu verlieren! ein Jeder nach seinem Belieben."

„Herr Marilly ist ein sehr angenehmer Spieler," läßt sich der Gatte von Mathilde vernehmen. „Oh! ich kenne nicht viele, die Unglück im Spiel mit so viel Ruhe ertragen! Wenn ich anhaltend verliere ... ich bekomme nicht grade üble Laune, aber ich werde ungeduldig."

„Nein, er ist nicht übler Laune!" murmelt der Literat, der dem Spiele nun ebenfalls zusah; „aber er wird purpurroth, seine Nase schnaubt und die Augen springen ihm aus dem Kopf."

„Spielen Sie nicht, Herr Malentrain?" frägt ihn Madame Carcassonne.

„Ich Madame, oh! niemals! ich verabscheue die Karten! ich begreife nicht, wie es Personen geben kann, die ihre Abende am Spieltisch verbringen können. Findet denn der Geist nur etwas Nahrung dabei?"

Der als Türke verkleidete junge Mann, der Bouillotte spielt, sagt hierauf ziemlich laut, um von dem Literaten gehört zu werden:

„Und ich begreife nicht, wie Leute in einem Salon sich ganz laut zu dem Censor der Andern aufwerfen können. Wenn sie die Karten nicht lieben, so ist das sehr gut. Niemand zwingt sie dieselben zu lieben; aber wenn man an einem Spieltisch steht und ganz laut sagt, diejenigen, die spielen, sind Dummköpfe, weil sie an den Karten Vergnügen finden, so ist das eine Beleidigung und zeigt von Mangel an Lebensart und daß man selbst ein Dummkopf ist. Wenn dieser Herr nicht Schulmeister ist, so hat er seinen Beruf verfehlt, er sollte eine Ruthe als Orden tragen."

Alles lacht über die Worte des Türken, ausgenommen Herr Malentrain, der mit den Worten das Spielzimmer verläßt:

„Es ist hier erstickend heiß ... man muß Luft schöpfen gehen."

Adhémar blieb in seinem Unglück, er hätte gern die Parthie verlassen, aber er fürchtete man könne

errathen, daß er nicht mehr die Mittel besäße zu verlieren und die Eitelkeit, die Eigenliebe hielten ihn auf diesem Platze gebannt, von dem der Verstand und die Vernunft ihn längst hätten verbannen sollen.

Glücklicherweise endete die Ankündigung des Nachtessens alle Parthien.

„Vorwärts, meine Herren, den Damen den Arm gegeben!" rief Mathilde, in das Spielzimmer tretend.

„Oh! sehr gern!" ließ sich Adhémar aufstehend vernehmen, „Herr Bourdichon, ich schulde Ihnen fünf und sechszig Napoleons...."

„Gut, gut! lieber Freund, es steht noch mehr zu Ihren Diensten, wenn Sie Revanche wollen."

„Nein, ich habe für diesen Abend genug."

Madame Bourdichon war ganz beschäftigt die Herren aufzufordern, den Damen als Gesellschafter zu dienen und diese in den Speisesaal zu führen, wodurch sie das Mittel gefunden hatte, den Arm keines Herrn selbst anzunehmen, denjenigen, die sich ihr anboten, um sie zur Tafel zu

führen, bezeichnete sie schnell irgend eine andere Dame mit den Worten:

„Oh! warten Sie... geben Sie Ihren Arm jener Dame... dort... oh! Sie werden Ihre Liebenswürdigkeit zeigen.“

Und durch dieses ganz natürliche Benehmen war Mathilde noch frei, als Adhémar auf sie zu kam, den sie nicht aufforderte eine andre Dame zu nehmen, dem sie vielleicht selbst die Hand gab, um die er bat, und das mit einem Blick, in dem ihre ganze Seele lag. Mit solchen Blicken wissen die Frauen diejenigen vor Wonne fast wahnsinnig zu machen, die an so süße Gunstbezeugungen noch nicht gewöhnt sind, und denjenigen, die daran gewöhnt sind, machen solche Blicke immer noch unaussprechliches Vergnügen.

Das Abendessen war köstlich.

Adhémar wußte nicht, was er aß, er wußte nur eines, daß er an Mathildens Seite saß, daß er mit seinen Knieen das ihrige sanft berühre, manchmal ihre Hand nehmen, sie zärtlich drücken und ihr dann leise zuflüstern konnte:

„Wenn werde ich Sie wiedersehen?!.. wenn werde ich mit Ihnen ohne Zeugen sprechen, Ihnen sagen können, wie sehr ich Sie liebe?“

„Morgen um zwei Uhr... ich werde in den Tuillerien auf der Terasse am Wasser spazieren gehen.“

Man erhebt sich vom Tische. Mathilde hat ihm ganz leise zugeflüstert, nicht bei ihr zu bleiben; er gehorcht ohne Murren; jetzt ist er seines Glückes gewiß, er unterwirft sich allem, was sie verlangt. Man kehrt zum Tanz zurück; er fordert Fräulein Idalie auf und sorgt dafür, daß Sapho tanzt. In seiner Freude würde er Herrn Carcassonne mit seinen beiden Kaninchen zum Tanz beredet haben. Den Rest der Nacht hindurch überläßt er sich der ausgelassendsten Freude, und Jeder bewundert seine Lustigkeit, deren wahre Ursache nur Mathilde kennt.

Als die Stunde des Aufbruchs schlägt, bemerkt Madame Sublimé, daß ihr Mann nicht bis zu Ende des Balls geblieben ist; Dardanus hatte aus Verzweiflung darüber, daß seine Perü-

cke sich verschoben hatte, den Ball verlassen. Die Familie Sublimé nimmt nochmals Adhémars Gefälligkeit in Anspruch und der junge Mann, der diesen Abend Niemanden etwas abschlagen kann, da ihm Mathilde das Rendezvous zugestanden hat, wird noch einmal der Kavalier von Sapho und Ihren Kindern. Er nimmt den Polichinell der in einem Winkel entschlafen ist, auf seinen Arm und trägt ihn in den Wagen, läßt Madame Sublimé und ihre Tochter einsteigen, und folgt dann selbst, aber in dem Augenblicke, wo er den Menschen, der den Wagentritt heruntergeschlagen hat, die Wohnung angeben will, trifft der Strahl einer Laterne das Gesicht desselben und Adhémar glaubt die Züge des Lumpensammlers, den er diesen Abend am Ufer des Kanals begegnete, zu erkennen.

„Nun," ruft Fräulein Idalie lachend, „ich glaube, Herr Adhémar erinnert sich nicht mehr unserer Adresse."

„Ah! Verzeihung, Verzeihung!" versetzt dieser, den Kopf aus dem Kutschenschlage herausstre-

ckend und während er dem Kutscher die Wohnung zuruft, suchen seine Augen den Dienstfertigen, dem er ein Trinkgeld geben wollte; aber dieser war schon verschwunden.

Siebentes Capitel.

Zwei Damen, welche frieren.

Obgleich Abhémar sehr ermüdet gewesen war, hat er doch sehr schlecht geschlafen. Man genießt gar schwer der Ruhe, wenn eine neue Liebschaft uns aufregt; wenn eine Menge Erinnerungen erwachen, Hoffnungen den Kopf einnehmen, dann verfließen uns die Stunden so langsam; das beste Mittel, ihren Gang zu beschleunigen, ist dennoch zu schlafen und grade das thut man nicht.

Mitten in den Liebesgedanken, welche den jungen Mann wiegen, entstanden manchmal weniger freundliche Betrachtungen, welche auf das heitre Gemälde gewissermaßen Schatten warfen.

„Ich habe sieben Napoleons verloren, die ich bei mir hatte," sagt Adhémar zu sich, „und ich schulde noch fünf und sechszig an Bourdichon... also fast funfzehn hundert Franken im Spiel verloren... in meiner Lage ist das sehr unvernünftig... ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr zu spielen. Aber konnte ich gestern denn anders? Nein unmöglich. Ich habe nicht einen Sou mehr im Hause! Morgen muß ich Rath schaffen... man kann nicht mit leeren Taschen zu einem Rendezvous gehen.... Ich gehe morgen zu meinem Wechsler. Ich verkaufe hundert Franken von meinen Renten. Ich zahle Bourdichon und es bleiben mir über sechszig Franken.... Oh! Teufel, ich muß ja die Miethe zahlen... und dann, ich glaube, ich habe meinem Schneider Geld versprochen.... Oh gleichviel, es wird mir schon noch etwas bleiben, womit ich einige Zeit noch eine Rolle spielen kann... dann werde ich mich einschränken. Von Mathilde geliebt, werde ich glücklich sein; ich werde es vergessen, daß ich es hätte noch mehr sein kön-

nen!... ja ich will die Vergangenheit gänzlich vergeßen!... Welch reizendes Weib! Ich werde sie morgen wiedersehen... um zwei Uhr in den Tuillerien.... Vorausgesetzt, daß sie nicht ausbleibt!... Oh! nein... diese Frau ist keine Kokette... sie wollte nicht mit mir spielen... sie wird kommen.... Wie spät ist es ... sechs Uhr... und noch nicht Tag... wenn ich noch schlafen könnte!..."

Der junge Mann schließt die Augen und bemüht sich zu schlafen, aber bald steigen andere Erinnerungen in ihm auf und beschäftigen seine Phantasie. Er sieht wieder den Lumpensammler den Dienstfertigen, dessen Züge ihm so auffielen, und sich in seinem Bett von einer Seite auf die andre drehend, sagt er zu sich:

„Immerfort dieser Mensch... was will er von mir?... In allen Ländern, die ich durchlief, als ich aus Italien zurückkam, habe ich diesen Menschen auf meinem Wege getroffen.... Unter welcher Kleidung er mir auch erscheint, ich erkenne diese gebräunte Gesichtsfarbe, diese markir-

ten Züge, diese schwarzen hervorstechenden Augen immer wieder!. . Was habe ich diesem Menschen denn gethan, daß er mich überall hin verfolgt? Schon manchmal habe ich es versucht, ihn zu treffen, ihn zu befragen... aber man sollte sagen, er könne meine Gedanken lesen; er verschwindet in dem Augenblick, wo ich ihn zu haben glaube. Obgleich ich nicht romanhaft bin so muß ich doch bekennen, daß mir seit einiger Zeit Romanhaftes begegnet.... Manchmal denke ich, diese geheimnißvolle Person handle nur im Auftrage von einer andern Person.... Aber nein... um mir so nachgehen zn lassen, um meine Schritte... meine Aufführung so ausspioniren zu lassen... müßte sie sich noch mit mir beschäftigen... und dann wäre ich ihr nicht ganz gleichgültig. Nein... sie hat es mir zu bestimmt gesagt: in Zukunft bin ich nichts mehr für sie. Nun verjagen wir diese Erinnerungen... schlafen wir... und träumen wir von Mathilde..."

Adhémar hat mit Gewalt die Augen zugedrückt und den Schlaf gesucht, und es ist ihm

gelungen, gegen neun Uhr etwas einzuschlummern, als heftige Schläge an seine Thür ihn wecken. Er erhebt sich, zieht seinen Schlafrock an und läuft öffnen. Eine junge, sehr wohlgebildete Frau, die aber das Gesicht hinter einem Taschentuch zu verbergen scheint, obgleich sie einen Hut mit herunter geschlagenem Schleier trägt, tritt eilig zu Adhémar ein, läuft, ohne sich aufzuhalten, bis in sein Schlafzimmer, und hier erst läßt sie sich auf einen Stuhl nieder, wirft Hut, Schleier und Shawl ab, und erlaubt jetzt erst, dem jungen Mann, ihr Gesicht zu sehen. Adhémar ist ganz erstaunt, die Person zu sehen, mit der er gestern Abend am Ufer des Kanals spazieren gegangen ist.

„Emmeline!...“

„Ja... ich bin's.... Du erwartetest mich nicht?...“

„Nein... ohne Zweifel... Du wolltest ja erst morgen kommen.“

„Oh! ja... ich bin da... bin da für immer... da sieh, wie er mich zugerichtet hat, dies abscheuliche Ungeheuer!... er hat mich geschlagen,

zerkratzt... deßhalb hielt ich mir das Gesicht zu ... denn ich muß abscheulich aussehen.... Oh mein Gott, mein Gott! was bin ich unglücklich?..."

Bei diesen Worten fängt Emmeline an zu weinen, und Adhémar betrachtet ihr Gesicht in größerer Nähe. Er findet wirklich mehrere Spuren von Mißhandlungen, Schrammen von Fingernägeln, kurz unverkennbare Merkmale eines mit Handgreiflichkeiten begleiteten Gesprächs.

„Arme Emmeline!... was! es ist möglich!... er erlaubte sich solcher Rücksichtslosigkeit gegen Dich! Und wer hat das gethan?"

„Ei! wer anders als das Ungeheuer... der schändliche Réginald! Wer könnte sich sonst erlauben, mich zu schlagen!...

„Es ist schrecklich.... Aber wie ist es denn gekommen?... bei welcher Gelegenheit?"

„Ich will Dir alles erzählen...gieb mir ein Glas Zuckerwasser mit Fleur d'orange, wenn Du welche hast..."

„Ja, ja... arme Emmeline... ich fühle mich ganz ergriffen, Dich so zu sehen! da trinke."

Die junge Frau trinkt das Glas auf einen Zug aus, dann beginnt sie ihre Erzählung, die sie mit Seufzen und Schluchzen unterbricht.

„Gestern Abend... Du weißt, ich bin lange mit Dir spazieren gewesen... zu lange, denn Réginald war nicht eingeschlafen. Als ich nach Hause kam, schrie er mich an: Wo kommst Du her? ich antwortete ihm: aus einem Laden schottischen Zwirn holen! Ah! und man bleibt zwei Stunden weg, um hier neben an zu gehen!... ich lasse mir nichts einreden! Ich antwortete ihm: Wenn man auf eine Frau eifersüchtig ist, verläßt man sie nicht fast täglich, wie Sie es thun; man leistet ihr Gesellschaft, man bemüht sich ihr Annehmlichkeit zu verschaffen. Gut, er antwortet nichts darauf, er wendet sich ab und schläft ein; ich lese noch ziemlich lange, endlich lege ich mich zu Bett, ohne daß er erwacht und schlafe ebenfalls ein. Aber diesen Morgen, siehe da, der Herr, der gewöhnlich so spät erwacht, ist, ohne irgend Geräusch zu machen, früher aufgestanden und durchsucht meine Toilette; er wird

wohl schon gestern Abend damit angefangen haben, meine Rückkunft hat ihn aber dabei gestört.... Unglücklicherweise hatte ich Deinen letzten Brief aufgehoben...."

„Ach! ich hatte Dir ja aber hundertmal gesagt: hebe Briefe nie auf!... man kann sie finden, was Dir Unannehmlichkeiten verursachen kann."

„Ja mein Gott, ich weiß wohl, daß Du mir das gesagt hast, ich habe sie auch immer verbrannt ... aber der letzte war mir so lieb... ich wollte ihn wiederholt lesen.... Uebrigens thut es Dir gar nichts... er war ja nicht unterschrieben."

„Ich hätte es weit lieber gesehen, er wäre unterzeichnet gewesen und Du wärst nicht geschlagen worden."

„Kurz er fand Deinen Brief, er las ihn; er wurde wie ein Truthahn so roth und sprang wie eine wüthende Katze auf mein Bett zu. Du kannst Dir wohl denken, daß mir nicht wohl zu Muthe war, ich vermuthete was er gelesen hatte und besann mich auf eine Ausrede. Er hält mir den Brief

vor's Gesicht und schreit: Was ist das hier? Ich erinnerte mich, daß Dein Brief kein Datum hatte, und daß er nicht durch die Post gekommen war. Mir fiel sogleich eine Ausflucht bei und ich entgegnete mit ziemlicher Kaltblütigkeit: Das... der alte Brief!... mein Gott, wie lange ist der schon da. Er rief, daß ich lüge, und fragte, von wem der Brief sei; ich antwortete daß ich ihn erhalten hätte, bevor ich ihn gekannt, und daß ich mich nicht mehr erinnerte, wer ihn mir geschickt habe. Er ist gereizt, nennt mich, wieder eine Lügnerin und befiehlt mir zu gestehen, von wem der Brief sei: ich verweigere die Antwort, nun!... hat er die Gemeinheit, mich zu schlagen!... ich schrie, ich warf ihm alles an den Kopf, was ich in die Hände bekam, da stürzte er noch heftiger auf mich los... er zerriß mir das Gesicht mit seinen Nägeln, wobei er schrie: er wolle mich schon verhindern, Eroberungen zu machen,... kurz, wenn Madelaine nicht gekommen wäre, ich glaube, er hätte mich ganz verunstaltet!...

„Arme, kleine Frau!... Wie kann sich ein Mann so weit vergessen!... Ein schwaches Geschöpf zu schlagen!... als ob das ein Mittel wäre, Liebe zu erwecken!..."

„Nicht wahr, ich bin recht häßlich?... Die Nase ist ganz geschunden."

„Oh, es ist nichts... Du bist darum in meinen Augen nicht weniger hübsch, sondern sogar noch reizender; ich bin untröstlich, die Ursache von diesem allen zu sein..."

„Oh! mein Gott, es ist meine Schuld... hätte ich den Brief verbrannt... Uebrigens sucht Réginald seit lange nur einen Vorwand, um mich so zu behandeln, wenn er mich nicht mehr haben wollte, ließe ich es mir noch gelten, aber glaubst Du wohl mein Freund, daß, als er mich so zugerichtet hatte und ich ihm sagte, daß ich nicht mehr bei ihm bleiben würde, er mir drohend, schrie: Hüte Dich davon zu laufen! ich verbiete es Dir und wenn Du es dennoch thust, werde ich Dich schon wieder auffinden und dann ist es

um Dich und um denjenigen geschehen, der Dich bei sich hat. Das wagte er zu drohen. Aber Du begreifst wohl, daß mich das nicht hinderte, schnell davon zu gehen, sobald er nur das Haus verlassen hatte. Mit diesem Menschen noch zu leben! oh, lieber wollte ich sterben!... Ich bin hierher gekommen... denn Du bist meine einzige Stütze. Ich sagte zu mir: er wird mich nicht von sich stoßen... er wird mich niemals unmenschlich behandeln... er ist gut... er liebt mich, er wird mich für immer bei sich behalten ... für immer... und ich werde glücklicher sein als bei dem bösen Réginald, den ich nicht mehr leiden kann, seit Du meine ganze Liebe besitzest."

Adhémar bleibt einige Augenblicke ohne zu antworten; was ihm in diesem Augenblick begegnet ist, macht ihm grade kein großes Vergnügen. In dem Moment, wo Emmeline angeklopft hatte, war er weit entfernt, an sie zu denken! man könnte sogar glauben, daß die Erinnerung an diese junge Person aus seinem Herzen schon gänzlich verbannt war; seit gestern hatte eine An-

dere den Platz eingenommen, den sie darin hatte, oder sie hatte wenigstens viel Platz machen müssen, und nur einen sehr kleinen Theil davon behalten können, um die zärtliche Mathilde nach Gefallen darin herrschen zu lassen.

Während der junge Mann Emmeline anhörte, waren seine Gedanken mehr als einmal mit dem Rendezvous in den Tuillerien beschäftigt, das ihn heute erwartete, und das er nicht verfehlen durfte, wollte er nicht in Verzweiflung gerathen. Indessen das neue Gefühl, das Adhemar's Herz eingenommen hatte, konnte ihn gegen den Kummer seiner älteren Geliebten nicht unempfindlich machen, um so mehr, als er sich zum Theil für den Urheber desselben ansehen konnte. Der Vorschlag jedoch, daß sie gekommen sei, um für immer bei ihm zu wohnen, hatte für den jungen Mann nichts Lächelndes, in jedem andern Falle würde er es ihr auch gar nicht zugestanden haben, weil er die Nachtheile, die ihm daraus erwachsen mußten, sehr gut kannte; aber jetzt war Emmeline seinetwegen geschlagen worden... gradezu

seinetwegen geschlagen worden, er konnte ihr also Gastfreundschaft nicht verweigern.

Während in Adhémar's Kopfe alle diese Ueberlegungen sich kreuzen, weiß er nichts Besseres zu thun, als ein zweites Glas Zuckerwasser zu bereiten, das er Emmeline reicht; aber diese schiebt es mit den Worten zurück:

„Ich danke, mein Freund... ich habe keinen Durst mehr... ich habe Dich aus dem Schlaf aufgeschreckt... Du lagst gewiß noch!... Aber was sehe ich auf diesem Stuhl... Den Anzug eines Seemannes... Sie waren also diese Nacht auf einem Maskenball?"...

„Ja... ja... ich war auf einem kostümirten Ball bei einem meiner Freunde....

„Und gestern Abend sagten Sie mir nichts davon; Sie versicherten mir, daß Sie nach Hause gingen und sich zeitig legen wollten."

„Es war auch meine Absicht, aber ich traf den Herrn, der den Ball gab, und dieser bat mich so sehr ja nicht zu fehlen..."

„Und dieser Hase... wer hat Ihnen den gegeben? —

„Derselbe Herr; er kam von der Jagd und gab mir den Hasen."

„Was reden Sie mir da vor! — Ein Herr, der von der Jagd kommt... und der einen Ball giebt... das sind Lügen...."

„So sind die Frauen! Wenn man ihnen die Wahrheit sagt, glauben sie uns nimmer, wenn man sie belügt, lassen sie sich weit leichter bereden. Ich wiederhole es, daß ich bei Bourdichon auf dem Ball war, der von der Jagd kam... als ich gestern von Dir ging, dachte ich an nichts weniger, als auf diesen Ball zu gehen ... kein Wort davon ist gelogen."

„Ach. ich bin ohnehin schon so unglücklich und wenn Du mich noch belögst, Du! ach! ich weiß wohl, was ich dann machte..."

„Nun, nun, Emmeline beruhige Dich...

„Dieser Hase geht mir im Kopfe herum."...

„Bist Du jetzt auf meinen Hasen eifersüchtig?"

„Oh! nein, aber... Verzeih, mein Freund, ich habe Unrecht.... Aber Du bleibst so bloß da ... es ist sehr kalt... lege Dich wieder, mein Lieber, das wird Dir wohl thun... man wird bei Dir zu Eis....

Adhémar ist sehr verlegen, die entworfenen Pläne für diesen Tag stimmen nicht mit dem, was man ihm vorschlägt. Er stellt sich so, als habe er überhört, was ihm die junge Frau gesagt, er nähert sich ihr und prüft mit theilnehmender Miene alle Verletzungen ihres Gesichts, wobei er murmelt:

„Arme Kleine... ein so zierliches... so hübsches Weibchen... zu kratzen... zu schlagen, thut es Dir da noch weh?..."

„Ein Bischen... meine Nase ist wohl geschwollen, nicht wahr?..."

„Nein... wenigstens scheint sie es nicht."

„Oh! aber... ich habe ihn auch gezeichnet, ... ich habe ihm eine Tasse und eine Schüssel an den Kopf geworfen... er glaubte ein Auge verloren zu haben! es thut mir sehr leid, daß es

nicht so war... Aber Du frierst mein Guter... Du zitterst."

„Ich? ich versichere Dir das Gegentheil... hat er Dich auch aufs Auge dort geschlagen?... es ist etwas blau."

„Gewiß... ich bin sehr häßlich, nicht wahr?"

„Du kannst es nie werden."

„Oh, ich bin überzeugt, ich flöße Dir Abscheu ein... ich sehe ja die Wirkung...."

„An mir?... Wie so?... Warum sagst Du das?"

„Ah!... weil..."

„Nun?..."

Emmeline antwortet nicht, sondern hält von Neuem ihr Tuch vor die Augen. Abhémar will sie trösten, als man heftig an die Thür pocht.

Der junge Mann zeigt über diesen neuen Besuch mehr Ueberraschung als Vergnügen; Emmeline erbleicht und fängt an zu zittern; sie fühlt sich einer Ohnmacht nahe und stottert:

„Ach! mein Gott!... er ist's!... er ist's gewiß...."

„Wer denn, theure Freundin? wer ist dieser Er?..."

„Réginald... er ist mir gewiß nachgegangen! oh! mein Freund, ich bin verloren! er wird mich todt machen... und Dich auch!"

„Fürchte Dich doch nicht so! tödtet man denn gleich die Leute?... für's Erste bitte ich Dich, mir zu glauben, daß ich ihn zum Fenster hinauswerfe, bevor er seine Hand gegen Dich erhebt... und dann, was hat er denn für Rechte? ... es ist ja nicht Dein Mann...."

„Oh! gleichviel... öffne nicht, ich bitte Dich."

„Doch; ich will öffnen, denn ich glaube nicht, daß es Réginald ist...."

„Dann verbirg mich... oh! verstecke mich!"

Emmeline läuft vor Angst wie eine Wahnsinnige durch die Stuben, da sie überzeugt ist, daß ihr Eifersüchtiger klopft; sie öffnet die Schränke, die Schubladen, die Möbel, versucht sich hinein zu verstecken, und da es ihr nicht gelingt, ergießt

sie sich in Klagen und Jammern. Während dieser Zeit klopft man noch immer und klingelt heftig dazu. Emmeline fühlt ihre Angst mit jedem Augenblick sich vermehren, und da sie kein anderes Versteck sieht, steigt sie in Adhémar's Bett und verkriecht sich unter die Decke und die Kissen, ruft ihm zu, alle seine Ballkleider und selbst die Kissen seiner Causeuse auf sie zu werfen, dann rollt sie sich unter diesem Allen wie ein Knäuel zusammen, so daß man es schwerlich errathen hätte, daß das Bett nicht leer war.

„Aber Du wirst ersticken!" sagt Adhémar, der nichts mehr von ihr sieht.

„Nein, nein... zu Füßen habe ich Luft... ich stecke tief unten... schaff meinen Hut und Shawl weg."

„Sei ruhig."

Hut und Shawl sind den Augen der Neugierigen entzogen. Adhémar öffnet die Thür und sieht seine Nachbarin aus dem untern Stockwerk, Fräulein Azéma, eintreten.

„Guten Morgen, mein kleiner Nachbar!“ ruft die junge Schauspielerin, eintretend und bis in's Schlafzimmer schreitend, während Adhémar die Vorthüre wieder schließt. „Ich würde nicht so früh herauf gekommen sein, weil ich wußte, daß Sie diese Nacht auf dem Ball waren, ich dachte Sie schlafen noch, aber da versicherte mir unser Nachbar, Herr Trouillade, er habe Sie diesen Morgen schon Ihre Thür öffnen hören, und da wagte ich es denn....“

Während dieser Worte blickte sich Azéma neugierig im Zimmer um.

„Setzen Sie sich doch, liebe Nachbarin,“ sagt Adhémar, sich beeilend, der jungen Schauspielerin einen Sessel näher zu schieben, die Lust bezeigt sich auf's Bett zu setzen.

„Ich danke, lieber Nachbar; Sie haben noch nicht Feuer?... es ist nicht sehr warm bei Ihnen....“

„Ich... ich bin so eben erst aufgestanden ...aber ich will gleich etwas anzünden lassen...“

„Kommt die Pförtnerin nicht alle Morgen herauf Feuer machen?"

„Ja... das heißt... wenn ich sie rufe."

„Ich, ich bediene mich der achtbaren Madame Coquenard, seitdem ich keine Köchin habe ... sie ist mein groom, meine Kammerjungfer, mein Neger... aber ich will doch wieder eine Kammerdame nehmen. Im Theater kann ich sie nicht entbehren, man hat immer etwas tragen zu lassen. Aber nicht deßwegen bin ich gekommen, wie Sie wohl denken können. Ihre beiden Rebhühner, die Sie mir gestern gaben, haben mich ungemein gefreut...."

„Ach meine Nachbarin! weßhalb sprechen Sie noch davon?..."

„Um auf das zu kommen, weßhalb ich hier bin. Ein Rebhuhn führt manchmal weit.... Sie sind demnach Schuld, daß ich mit Bardajos einen heftigen Auftritt hatte!"

„Ach so, wie endete das noch? Der Herr schien wirklich verstimmt."

„Ja; als ich aber sah, daß er sich erboßen wollte, schrie ich noch toller wie er... da glaubte er endlich Unrecht zu haben; es ist ein altes aber stets bewährtes Mittel. Kurz, Bardajos warf sich mir zu Füßen und bat um Verzeihung... und er hat mir einen schönen Schmuck aus Smaragden versprochen, unter der Bedingung, daß ich nicht mehr mit Ihnen plaudern soll... mein Andalusier ist sehr eifersüchtig auf Sie.“

„Und Sie haben ihm versprochen, nicht mehr mit mir zu reden?“

„Ei! ich glaub's wohl!... für einen schönen Schmuck verspreche ich, was man nur will; aber das Halten! das ist etwas anderes.... Lieber Nachbar, ich komme mich zum Frühstück einzuladen... wir wollen die Rebhühner gemeinschaftlich verzehren... nicht bei mir... ich hätte keine Ruhe... sondern hier... unter der Bedingung, daß Sie Feuer machen lassen, denn es ist hier bei Ihnen abscheulich kalt. Nun? wollen Sie?... ist es Ihnen recht?...“

„Liebe Nachbarin, Ihr Vorschlag ist gewiß sehr angenehm... Sie sind so liebenswürdig... aber... diesen Morgen... habe ich ein Rendezvous... und..."

„Hat man denn so früh ein Rendezvous? ... Nach dem Frühstück können Sie ja gehen... die ehrsame Coquenard wird uns die beiden Thiere braten, etwas Fische dazu bereiten, etwas Salat, Bisquit und Champagner holen, wir wollen ohne Umstände frühstücken... he... ist es Ihnen recht?..."

„Ich kann es nicht annehmen, liebe Nachbarin."

Mamsell Azéma steht gereizt auf, macht einige Schritte in der Stube und murmelt:

„Sie sind erstaunlich liebenswürdig!... Ach wie kalt ist es bei Ihnen! Nun, ich gehe wieder, ich lasse Sie allein.... Ich hatte die Dummheit zu glauben, mein Vorschlag würde Ihnen angenehm sein! das soll mich lehren, künftig nicht so zuvorkommend zu sein. Wie bin ich angeführt, ich werde Ihre Rebhühner zum Fenster hinauswerfen! Sie lachen, mein Herr? Sie

machen sich über mich lustig? ah, ich verdiene es wirklich."

„Ah, meine Nachbarin ich hoffe, Sie halten mich nicht für fähig, über Sie spotten zu können! Ihr Anerbieten ist höchst liebenswürdig ... und ohne einen höchst dringenden Umstand..."

„Oh ja! ein dringender Umstand! wir kennen das schon!... Oh! Sie kennen mich noch nicht! ich habe einen sonderbaren Kopf! Da mir Bardajos verboten hat, mit Ihnen zu sprechen, so..."

Die heftig gezogne Klingel unterbricht Azéma mitten in ihrer Rede. Adhémar scheint über diesen neuen Besuch abermals überrascht und seine junge Nachbarin verändert die Farbe und verliert alle Liebenswürdigkeit; sie blickt den jungen Mann mit erschreckter Miene an und stottert:

„Schellt man bei Ihnen?"

„Ja, ja, es ist bei mir."

„Ach mein Gott! welche Idee!..."

„Was denn? . . . was fehlt Ihnen denn?"

„Der . . . der . . . der Dummkopf von Barbajos ist am Ende im Stande, mir nachzukommen . . . mir aufzupassen . . . er wird bei mir gewesen sein . . . ich habe die Unvorsichtigkeit begangen, den Schlüssel in meiner Thür zu lassen . . . er wird vermuthet haben, daß ich nicht weit bin . . . er wird hierher kommen. . . ."

„Meiner Treu! desto besser! Das macht ja vielen Spaß!"

„Aber ich möchte nicht gern um meinen Schmuck kommen, den er mir versprochen hat; wenn er mich hier findet, bekomm ich ihn nicht."

„Was wollen Sie machen?"

„Oeffnen Sie nicht. . . ."

„Unmöglich; man hat gesagt, daß ich zu Hause bin . . ."

„Ja es ist wahr, wenn er es ist, so wartet er auf dem Flur. Kling—ling ling! kling—ling ling . . . klingle nur! ich verstecke mich!"

„Ich habe kein Versteck....“

„Oh! halt, in Ihrem Bett... es liegt alles Mögliche drauf... man wird mich darunter nicht bemerken....“

„Nein meine liebe Nachbarin, nicht in's Bett... ich bitte Sie.“

Aber Mamsell Azéma hört nicht auf Adhémar. Sie befindet sich schon im Bett und gleitet unter die Kissen mit den Worten:

„Man fühlt sich hier weit behaglicher als auf einem Stuhl!“

Adhémar bleibt einen Moment versteinert bald indeß stößt Azéma einen Schrei aus, steckt den Kopf aus dem Bett und ruft:

„Oh! es ist schon Eine darin!... das Ungeheuer! jetzt wundre ich mich nicht mehr, daß er nicht mit mir frühstücken wollte.... Gleichviel ... rühren wir uns nicht, denn es scheint die Person hier fürchtet sich eben so sehr wie ich, gefunden zu werden. Gehen Sie... machen Sie auf... ich verkrieche mich wieder.“

Und die junge Schauspielerin ist wieder im Bett verschwunden. Nun geht A d h é m a r zur Thür, um zu öffnen, während er sagt:

„Nun, das ist eine schöne Geschichte!"

Achtes Capitel.

Ein Mittel gegen Nervenübel. Adhémar ist nicht mehr Rentier.

Herr Trouillade, der Rouladensänger, der auf demselben Flur mit Adhémar wohnt, klingelte an der Thür seines Nachbars und begleitete den Ton der Schelle mit anstrengenden Gesangsübungen, die er durch Drohungen gegen seinen Sohn unterbrach, der seit Tagesanbruch schrie.

In jedem andern Falle würde Adhémar den zudringlichen Nachbar abgewiesen haben, aber in diesem Moment empfing ihn der junge Mann fast mit Vergnügen, da er hoffte, daß dessen Gegenwart ihn aus seiner Verlegenheit ziehen würde.

Herr Trouillade war noch nicht angezogen, er hatte eine ehemals weiß gewesene, durch das Waschen aber ganz vergelbte Flanellhose an, eine Jacke von demselben Stoff, aber geringster Gattung; Jacke und Hose waren aber durch das Waschen so eingelaufen, daß sie unmöglich mehr zusammenreichten, besonders über den dicken Bauch des Eigenthümers; es bestand also zwischen Hose und Jacke ein Raum, der nur durch das Hemde ausgefüllt war, das Herr Trouillade in einer großen Bausche an seinem Körper herauskommen ließ. Der Künstler fand nehmlich, daß dies seinem Morgenanzug etwas Spanisches gab und seitdem er in der Rolle als Figaro modellirt worden war, glaubte er immer durch sein Aeußeres an diese Statüe erinnern zu müßen.

„Guten Morgen, mein lieber Nachbar,“ sagt Herr Trouillade, zu Adhémar eintretend, „ich hoffe, Sie nicht zu stören... Wart' Lycoris... warte kleiner Satan... ich werde Dir gleich helfen!“

„Es scheint mir, als schriee Ih Sohn, seit
r

er die Augen auf hat," sagt Adhémar und kehrt in seine Schlafstube zurück, wohin ihm der Nachbar folgt.

„Oh! es ist eine Gewohnheit, die ich ihn habe annehmen lassen, seit er keine Amme mehr braucht, stets im Interesse seiner Stimme und seiner Lunge. Was? Sie haben noch Ihren Haasen?..."

Die Augen des Herrn Trouillade hatten sich auf's Fenster gerichtet. Adhémar hatte den Hasen gestern Abend an das Fenster gehangen und dann nicht mehr daran gedacht, ihn hinaus in die Luft zu thun.

„Glauben Sie, ich hätte ihn diese Nacht gegessen?" frägt Adhémar lächelnd nach dem Bette blickend, wo alles in voller Unbeweglichkeit verharrte.

„Nein, nein... aber wenn Sie ihn zu lange behielten... es ist so warm bei Ihnen!"

„Meinen Sie? Sie sind der Erste, der dies sagt. Aber in der That, Nachbar, was wün-

schen Sie von mir?... was haben Sie mir zu sagen?"

„Etwas für mich sehr Wichtiges; ich wollte gestern Abend schon davon reden, aber Sie waren eilig. Diesen Morgen sagte meine Frau zu mir: geh' schnell zu unserm liebenswürdigen Nachbar, er liebt die Künste und Künstler... und dann, er ist reich... er sieht das Geld nicht an! er ist kein Pfennigfuchser, wie so viele Leute aus der großen Welt!"

„Zur Sache, mein Nachbar, lassen wir die Schmeicheleien, ich bitte Sie."

„Oh, Schmeicheleien! ich verwünsche sie, niemals kommen welche in meinen Mund.... Die Wahrheit... immer die reine Wahrheit. Nun, ich beginne. Ich will Ihnen sagen, daß ich den lebhaften Bitten mehrerer Direktoren, dramatischer Agenten und Regisseurs der Provinz und der Fremden, die mich um jeden Preis zu hören wünschen, nachgegeben und eingewilligt habe, eine Vorstellung zu meinem Benefiz zu geben... Ich wollte zuerst den Saal Chautereine oder den

zu der Straße von Lancry miethen, aber diese wären alle zu klein gewesen...."

„Haben Sie um das Odéon angehalten?"

„Nein, ich habe den Saal von Ruel genommen. Sie wissen,... das kleine Dorf Ruel bei Malmaison! es giebt einen köstlichen Saal daselbst.... und den die Behörde sich beeilte, mir zu überlassen. Ich habe noch die Mittelloge. Mehr als funfzig Personen haben mich gestern um Gotteswillen gebeten, um noch Logen zu erhalten, aber ich schlug es ihnen ab, denn ich habe Ihnen diese Loge aufbewahrt; meine Frau sagte mir: Hebe diese Loge für unsern lieben Nachbar, Herrn Marilly auf.... Er wird sich geschmeichelt fühlen, Dich zu hören.... Und man hätte mir tausend Franken bieten können, ich würde sie nicht gegeben haben... hier ist sie...."

Bevor Adhémar Zeit hat, seinem Nachbar zu antworten, entsteht eine große Bewegung am Kopfende des Bettes. Die Decke, ein Kopfkissen, ein Sophakissen wird zur Seite geworfen und

Azéma kommt unter allen diesem zum Vorschein indem sie ruft:

„Das ist doch ein Prahlhans!... Ha! ha! Herr Trouillade ist nicht umsonst ein Gaskogner....“

Der Rouladensänger steht bei dieser unerwarteten Erscheinung ganz verdutzt, indessen öffnet er doch den Mund, um der jungen Schauspielerin zu antworten, als eine andere Bewegung im Bette entsteht. Diesmal wird am Fußende, Decke, Kleider, Kissen, alles in die Höhe geworfen und die arme Emmeline ächzt halb erstickt, während ihr Kopf zum Vorschein kommt:

„Oh! länger halte ich es nicht mehr aus... ich sterbe!“

„Zwei Frauen!... zwei in Ihrem Bett, Nachbar!“ schreit Trouillade, als er Emmeline sieht.

„Ei! Herr Trouillade, hier ist nicht Zeit zu scherzen... die junge Frau hat die Besinnung verloren!“ rief Adhémar, zu Emmeline laufend, helfen Sie mir...“

„Beruhigen Sie sich,“ sagt Azéma, die schon aus dem Bett gesprungen ist und den Kopf von Emmeline hält, das Halstuch ihr losmacht und das Kleid aufhakt. „Es ist nichts, die übermäßige Hitze... aber sie zeigte auch so viel Beharrlichkeit, dadrinnen zu bleiben... ich, als ich die Gewißheit hatte, daß es mein Kamerad Trouillade war, kam hervor, um Luft zu schöpfen...“

„Aber sie kommt ja nicht zu sich... Emmeline... liebe Emmeline.... Sehen Sie doch ihre Glieder werden starr, ihre Adern schwellen an...“

„In der That, ich fürchte einen Nervenanfall...“

„Ja, ja... ein Nervenanfall!...“ schrie Trouillade, „ich kenne das... meine Frau hat oft einen... seitdem man sie auf dem Theater mit Blumen und Kränzen beworfen hat... es giebt nichts Schlimmeres für die Nerven... ich habe auch verboten, mich mit irgend etwas zu bewerfen... ich bin sehr nervös... ich wäre im Stande in Ohnmacht zu fallen.“

Azema und Adhémar geben nicht acht auf Trouillades Geschwätz; die Erstere hat auf dem Kamin eine Scheere gefunden und entkleidet Emmeline, indem sie Schnüre, Bänder und alles, was das Kleid und Mieder zusammenhält, durchschneidet; Adhémar läuft in der Stube umher und sucht Wasser, Zucker, Weinessig, während die junge Schauspielerin ruft:

„Aether... Salz... oder wenigstens Orangenblüthwasser... das hilft besser... haben Sie nichts?..."

„Mein Gott, nein!... ich glaube nicht... doch! neulich hatte ich's noch...."

„Warten Sie... warten Sie, ich weiß was man der jungen Dame geben muß, damit sie wieder zu sich kommt," sagt Trouillade mit einer Doktormiene, „beunruhigen Sie sich nicht... ich will es holen... Sie sollen sehen, daß sie gleich zu sich kommt."

„Dann laufen Sie doch, Nachbar, beeilen Sie sich, ich bitte Sie."

„Ich habe, was nöthig ist... glücklicher Weise habe ich es im Hause.... Oh, ich habe immer etwas davon... ich bin ein vorsichtiger Mensch.“

Der Nachbar ist endlich fortgegangen, um bei sich zu holen, was Emmelinens Nerven beruhigen soll. Adhémar hat aber durch sein angestrengtes Suchen endlich Orangenblüthwasser gefunden; Azéma gießt einige Tropfen auf ein Stück Zucker und läßt es von der Kranken nehmen, die sich gleich darauf besser befindet.

„Sie ist recht hübsch!“ sagt Azéma, Emmeline betrachtend, „oh, Sie schlechter Mensch ... ich begreife wohl, daß mein Frühstück Sie nicht verlockte.... Aber weßhalb öffneten Sie? ...weßhalb versteckte sie sich ebenfalls?...“

„Ach, das würde zu lange dauern, um Ihnen das Alles zu erzählen....“

„Es ist wahr, und es geht mich auch gar nichts an, aber sie hat ja Spuren im Gesicht... wie von Nägeln... Schrammen... arme kleine Frau. Oh! ich bin gewiß sie sind nicht von Ih-

nen... und ich begreife jetzt, weßhalb sie sich versteckte... alle Wetter! wenn Bardajos oder irgend ein Anderer sich jemals unterfinge, mein Physisches zu verunstalten... ich schwöre es, er würde gewiß nur mit einer Pfote davon kommen! da, sie erholt sich!... sie bekommt wieder Frische! desto besser ... denn ich traue nicht sehr, was der Nachbar bringen will. Das ist auch so ein abscheulicher Prahler mit seinem Benefiz in Ruel? das ist mir ein schönes Theater in Ruel!.. nicht drei Personen haben auf der Bühne Platz... der Possenreißer! wenn der jemals in der Oper singt, nehme ich alle Plätze!"

Des Nachbars Rückkehr macht den Betrachtungen der jungen Schauspielerin ein Ende. Herr Trouillade tritt mit siegreicher Miene ein, er nähert sich dem Bett, drängt Azéma und Adhémar mit der Miene eines Operateurs zurück, der in der Ausübung seiner Kunst gestört zu werden fürchtet, nähert sodann seine rechte Hand der Kranken, während er mit der linken ihren Kopf

sanft hebt; auf diese Weise läßt er Emmeline an eine dicke Knoblauchzehe riechen.

„Was ist das?" ruft Abhémar, „Sie halten ihr eine Zwiebel unter die Nase!"

„Eine Zwiebel! wahrhaftig etwas weit schlimmeres!" sagt Azéma, „riechen Sie denn nicht, daß es Knoblauch ist?"

„Lassen Sie mich nur machen!" versetzt Trouillade in seiner Operation fortfahrend, „es hilft unfehlbar; da... da... sehen Sie... sie bewegt sich... sie öffnet die Augen."

Emmeline, deren Bläße nicht mehr so erschreckt, bewegt sich wirklich auf dem Bett, aber mit ihrer Hand scheint sie etwas wegstoßen zu wollen, das man ihr zu riechen giebt und bald stammelt sie:

„Fort... fort damit, ich bitte... das Herz im Leibe dreht sich mir um... ich werde weit unwohler."

Abhémar, welcher sieht, daß Trouillade beharrt, seine Knoblauchzehe Emmelinen unter die Nasenlöcher zu halten, ergreift ihn mitten um

den Leib und läßt ihn eine Pirouette machen, während er sagt:

„Aber so machen Sie sich doch fort... sehen Sie nicht, daß ihr der Geruch mißfällt!"

„Ei! Sie sehen aber auch, daß sie wieder zu sich kommt!" entgegnet Trouillade, sich im Spiegel bewundernd und wie seine Statue hinstellend.

„Meiner Treu! ich weiß nicht, ob grade Ihre Knoblauchzehe diese Dame wieder zum Bewußtsein gebracht hat," sagt Azéma, „aber darum bitte ich Sie, mein lieber Kamerad, daß wenn ich einmal in Ihrer Gegenwart einen Nervenanfall bekomme, Sie von Ihrem unfehlbaren Mittel dagegen, keinen Gebrauch machen... in keinem Falle... es verpestet zu sehr!"

„Allerliebst! allerliebst!" murmelt Trouillade, der zu dem Hasen gegangen ist und ihn streichelt, „sie kann den Knoblauch nicht leiden und ich habe sie gekannt, wie sie zum Mittagsessen nichts als Würste zu drei Sous hatte, die sehr

stark nach Knoblauch rochen.... Freilich damals hatte man noch keinen Andalusier!"

Adhémar hat Emmeline schicklicher auf sein Bett gelegt. Azéma hat ein Flacon mit Portugalwasser auf dem Kamin gefunden und sie gebraucht es im Uebermaaß, um den Knoblauchgeruch zu vertreiben; die junge Kranke befindet sich wohler und sie lächelt Adhémar zu, der ihr lebhafte Sorge wegen ihres Unfalls bezeigt. Während dieser Zeit hat der Rouladensänger ein kleines Rosapapierchen aus der Tasche gezogen und mit den Worten auf den Kamin gelegt:

„Hier ist das Logenbillet, Herr Marilly ... ich lege es hier her... unter den Leuchter ... Nein Teufel, man könnte das Licht damit anzünden... ich lege es unter das Glas.... Nein, ich will es in die Vase thun, da ist es am sichersten."

Adhémar antwortet seinem Nachbar nicht, denn nur mit Emmeline beschäftigt hört er nicht und giebt auf nichts acht, was derselbe sagt.

Er neigt sich über Emmeline, nimmt ihre Hand und preßt sie, wobei er flüstert:

„Wie geht es Dir jetzt?"

„Etwas besser,... aber ich habe noch sehr Herzweh."

„Unser Nachbar Trouillade ist daran schuld!" ruft Azéma drohend.

„Knoblauch soll Herzweh verursachen! niemals!" entgegnet Trouillade, „er schützt gegen die Pest, das muß eine andere Ursache haben!"

Während Trouillade so spricht, fallen seine Blicke auf den Hasen, er schlägt sich wie von einem Gedanken betroffen vor die Stirn, zieht sein Hemde noch weiter als Bausche hinauf und schreit:

„Da ist die Ursache!... ei! mein Gott; wir suchen sie, da ist sie ja... Donnerwetter... ganz entschieden, ich rieche es bis hier her! Der Hase ist's... der unglückliche Hase riecht so und verursacht die Uebelkeiten von Madame... und so lange der hier bleibt, wird ihr nicht besser... geben Sie acht, Madame, ich will Sie von diesem

unglücklichen Thiere befreien... ich bin untröstlich, nicht eher daran gedacht zu haben...."

Mit diesen Worten läuft Trouillade auf den Hasen zu, nimmt ihn und verschwindet damit, wobei er noch immer ruft:

„Beunruhigen Sie sich nicht, Madame, Sie sollen ihn nicht mehr riechen."

Man hört den Nachbar weggehen und seine Vorthüre hinter sich verschließen. Azéma hat sich in einen Sessel geworfen und ruft laut lachend:

„Das ist köstlich! es konnte nicht fehlen, so etwas sieht man auf dem Theater nicht so schön! ha! ha! oh, dieser Figaro! wie er mit dem Hasen verschwindet! Was sagen Sie dazu, Nachbar? Aber Verzeihung, ich plapere und tändele und bedenke nicht, daß ich Sie störe. Die Dame bedarf meiner Dienste nicht mehr, ich gehe wieder hinunter zu mir.... Sollten Sie wieder unwohler werden und ich kann Ihnen behilflich sein, so lassen Sie sich nicht abhalten, rufen Sie mich... ich werde sogleich kommen. Auf Wiedersehen, mein Nachbar."

Die junge Schauspielerin grüßt Emmeline höflich, lächelt Adhémar zu und entfernt sich, einen Contretanz trällernd.

Adhémar sieht seiner Nachbarin nach und sagt:

„Es ist eine recht gute, sehr muntere und ich glaube selbst, äußerst gefällige Person.“

„Ja“ antwortet Emmeline, ihre Augen auf die des jungen Mannes heftend, „aber sie kam zu Ihnen, um hier zu frühstücken und ich liebe das nicht....“

„Sie schlug es mir vor. Aber Du mußt ja unser Gespräch gehört haben, und daraus wissen, daß durchaus keine nähere Bekanntschaft zwischen uns besteht.“

„Wenn sie bisher noch nicht statt fand, so kann sie nach diesem Besuch nicht lange ausbleiben....“

„Ach, Emmeline, Sie sind grausam... Sie denken sogleich Dinge...“

„Es scheint mir, daß wenn eine Frau zu einem Manne kommt, und mit ihm unter vier

„Einen oder zwei Gänge! Und wohin denn? zu wem? weßhalb?“

„Mein Gott, liebe Emmeline, es wäre zu lang, das alles auseinander zu setzen.... Kann ich denn nicht einen Gang thun, ohne daß Sie mich fragen, wohin ich gehe? Haben Sie nicht genug Vertrauen zu mir, um ruhig zu sein?“

„O nein, ich habe gar keins... Erstens sage ich Ihnen zum Voraus, ich bin auf die Leute, die ich liebe, sehr eifersüchtig. Réginald blieb den ganzen Tag aus, das war mir gleichgültig, ich liebte ihn nicht, aber Dich... oh, mit Dir ginge es nicht so... Wenn Du mich nicht mitnähmst, würde ich Dir nachgehen und schon erfahren, ob Du mich hintergingst.“

„Nun beruhige Dich, liebe Freundin, Du könntest krank werden; der Auftritt von heut Morgen hat Dich aufgeregt. Du bedarfst der Ruhe, versuche zu schlafen, das wird Dir wohlthun.“

„So! schlafen! o nein, ich will lieber weinen, bis Du zurückgekommen bist.“

„Es wäre sehr geistreich! Mein Gott! giebt es denn keine vernünftige Frau!"

„Nun, ereifre Dich nicht, ich will vernünftig sein, ich werde nicht schlafen, sondern an Dich denken. Ich werde zu mir sagen: ich bin bei ihm, mit ihm, er wird wieder zurückkommen, wir werden uns nicht mehr verlassen, ich werde so glücklich sein."

Adhémar antwortet nicht, er beeilt sich, mit seinem Anzuge fertig zu werden; er nimmt seine Papiere aus dem Schreibtisch und legt sie mit einem Seufzer in seine Brieftasche und wirft dann einen Blick auf die Uhr, es wird bald zwölf Uhr schlagen, er hat keine Zeit mehr zu verlieren. Er umarmt Emmeline eilig, die ihm mit den Augen überall in der Stube folgt, und der keine seiner Bewegungen entgeht.

„Adieu, meine gute Freundin."

„Adieu. Oh! es ist mir so unlieb, daß Du ausgehst."

„Ich habe schon gesagt, daß ich nicht anders kann. Adieu."

„Wirst Du Dich auch recht beeilen, mein Freund?"

„Oh! ja, ja. Donnerwetter, ja!"

Und nach dieser etwas kräftigen Antwort verläßt Adhémar seine Zimmer eilig und springt vier Stufen stets auf einmal nehmend, die Treppen hinunter, denn er fürchtet, zurückgerufen zu werden. Auf der Straße angelangt, geht er schnell nach einem Platz, wo Lohnwagen stehen, während er murmelt:

„In welch ein Wespennest bin ich gerathen! Ich glaubte mit einer kleinen, allerdings recht hübschen Frau eine ganz einfache Bekanntschaft angeknüpft zu haben, ein Verhältniß, das man wieder aufhebt, wenn es uns nicht mehr zusagt, denn so leidenschaftlich bin ich eben nicht in sie verliebt! und da kommt sie jetzt grade zu mir gelaufen, wo ich die strengste Oekonomie in meiner Lebensweise beobachten soll! Dennoch kann ich diese junge Frau nicht fortweisen, da sie ohne Hilfsmittel sein würde. Und wenn sie mir wenigstens die Aussicht auf ein ruhiges angenehmes Zusammen-

leben eröffnete! Aber nicht drei Stunden ist sie bei mir und sie will mich schon hindern, auszugehen, sie verlangt, ich soll ihr Rechenschaft ablegen von den geringsten meiner Handlungen! O mein Gott! Was wir Männer Glück zu nennen pflegen, ist in der That nichts als trügerische Gemüthsbewegung, die in unserm Herzen nur bittere Erinnerungen und Reue zurückläßt! Nun, ich habe es versucht, mich zu zerstreuen, und jetzt muß ich dem Strome folgen! Uebrigens Mathilde ist reizend; sie liebe ich wahrhaft."

Adhémar denkt nicht daran, daß er jedesmal so spricht, wenn er eine neue Bekanntschaft gemacht hat.

Adhmar weiß, daß er von seinem Banquier ohne Verzug Geld erhält; er ist also in einen Wagen gestiegen und fährt zu demselben hin. Unterwegs sagt er zu sich: Wenn ich hundert Franken Rente verkaufe, so genügt mir das jetzt nicht!... Ich kann Emmeline nicht bei mir behalten; nein, denn ich wäre nicht mehr frei und meine Freiheit muß ich mir doch wenigstens

bewahren!... sie kommt mir theuer zu stehen! Aber ich werde der jungen Frau eine kleine Wohnung miethen... meubliren... dafür kann ich tausend Franken rechnen, das ist nicht zu viel... denn... sie muß doch leben... und ich auch... Jeden Augenblick zu meinem Banquier laufen um Reste meiner Rente zu verkaufen... das langweilt mich. Wie, wenn ich sie ganz verkaufte... meiner Treu, ich habe nicht übel Lust dazu... wenigstens habe ich auf lange Zeit Geld... Es ist wahr, wenn es ausgegeben ist, dann bleibt mir gar nichts mehr... ja, aber sobald ich weiß, daß ich keine andere Quelle mehr habe, werde ich sparsamer sein. Uebrigens, wer weiß! man sagt mit Geld verschafft man sich Geld. Ich werde an vierzig tausend Franken bekommen... damit kann ich zu speculiren versuchen... Meiner Treu, es ist entschieden, ich verkaufe alles.

Adhémar ist über seine Idee ganz entzückt. Er kommt mit strahlendem Gesicht zu seinem Banquier, wie ein Mensch, der ein glänzendes Geschäft gemacht hat, und giebt diesem seine Pa=

piere mit den Worten:

„Ich verkaufe Alles."

„Sie wissen doch, daß Sie daran verlieren," sagt man ihm, „und Sie wollen es doch wieder zurück kaufen?"

Adhémar murmelt lächelnd:

„Hm! vielleicht... ich habe andere Pläne!.."

„Sie wissen, daß das Geschäft auf der Börse abgeschlossen werden muß?"

„Ja, ja, oh ich kenne den Geschäftsgang. Wollen Sie mir unterdessen fünftausend Franks auf Abschlag geben?"

Man giebt Adhémar die Summe, die er verlangt; er steigt wieder in den Wagen und sagt:

„Soll ich zuerst zu Bourdichon gehen? ... ich habe noch nicht gefrühstückt, und ich sterbe fast vor Hunger, denn gestern Abend beim Nachtessen war ich zu verliebt, als daß ich hätte essen können... ich bin jetzt gewiß auch sehr verliebt... aber ein Liebhaber kann nicht nüchtern zu einem Rendezvous gehen"...

Adhémar läßt sich nach dem Café de Pa=

ris bringen; der Kutscher muß warten und er frühstückt wie einer, der die verlorne Zeit nachholen will und während er die Rebhühner verschwinden läßt, sagt er zu sich:

„Die arme Emmeline, die auf mich wartet! ... sie hat auch noch nicht gefrühstückt .. und bei mir findet sie nichts... Ach! wenn... aber sie ist krank... sie hat einen Nervenanfall gehabt, sie wird nicht Hunger haben. Es ist ja auch nicht meine Schuld; wenn ich jetzt nach Hause führe, sie ließe mich nicht wieder fort. Und um alles in der Welt wollte ich mein Rendezvous mit Mathilde nicht verfehlen, ich kann der armen Emmeline nicht helfen... indessen, wie wäre es, ich will ihr ein kleines, feines, recht allerliebstes leckeres Mittagsessen besorgen, um sie dafür zu entschädigen. Wie spät ist es?... halb zwei Uhr!... fort nach den Tuillerien!... Zu einem ersten Rendezvous muß man immer der Erste sein.

Ende des ersten Theils.

Druck von C. F. A. Günther.

